Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Sechsundzwanzigster Jahrgang

Nr. 2 Marburg i. H., den 11. Januar 1912

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Was wir brauchen — Sebastian Franck. Erstes Stück — Die staatliche Eidesnötigung und die Kirche. Schluß — Ein Wort zur Volksbibel — Volksbibel und Schulbibel — Neue Sensationen in der Jesusliteratur — Eucken in England — Verschiedenes: Wilhelm Meisters theatralische Sendung (Goethe); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Was wir brauchen

Das ist die Liebe zu Gott, daß wir seine Gebote halten, und seine Gebote sind nicht schwer. 1. Joh. 5, 3.

Darüber sollte unter uns kein Zweifel sein, daß unserer Christenheit, den Gemeinschaften und den Einzelnen, nichts mehr not tut als ein demütiges und gewissenhaftes, furchtloses und opferfreudiges Erforschen und Erfüllen des göttlichen Willens. Wir müssen herauskommen aus einem Christentum der Stimmungen und Anregungen, der bohrenden und grübelnden Gedanken, der geistreichen Einfälle und folgerichtigen Erörterungen; wir müssen durchdringen zu einem schlichten, beständigen, unermüdlichen Christentum der Gesinnung und der Tat. Freilich nicht eine unruhige und unfruchtbare Vielgeschäftigkeit soll unser Ziel sein, nicht eine aufdringliche und auffällige Abmühung in „Liebeswerken" oder in „Reichsgottesarbeit". Ach nein, das ist ja gerade der gefährlichste und furchtbarste Selbstbetrug, daß ein Mensch *meint*, Gott und den Nächsten zu dienen, und ist doch ein Sklave seines parteilichen Eifers und seiner blinden Eitelkeit.

Was ist es denn, was uns not tut? Eine stille, gesammelte Seele, ein aufmerksames Auge und ein lauschendes Ohr, ein offenes empfängliches Herz, ein demütiger, ehrlicher Wille.

Sollen wir es noch deutlicher und praktischer sagen? Unsere christlichen Gemeinschaften sollten sich üben in der Kunst, von den Gegnern dankbar zu lernen, sie sollten sich immer wieder ernstlich fragen, ob nicht das bessere Recht bei der Minderzahl liegt; sie müssen unparteiische Ketzergeschichte nicht schreiben, sondern üben. Und wir, die Einzelnen, wir sollen unser Herz erforschen, nicht um eine Seelenkunde der Selbstzerfaserung zu treiben, sondern um unsere Schwächen zu kennen und uns durch strenge Selbstzucht zu erziehen, durch eine Selbstzucht, die da weiß, daß immer das, was uns am sauersten und schwersten wird, den gegenwärtigen, den unbedingten Gotteswillen offenbart. Um es ganz kurz zu sagen: was wir brauchen, ist ein unablässiges, stilles, inniges Beten zu dem heiligen barmherzigen Vater, ein Leben und Atmen im Geist des Gebets, damit wir durch ständige Uebung wachsen im Erkennen und Tun des göttlichen Willens.

Niemand wende ein, solch ein Leben sei Gesetzesdienst und Knechtswerk, es sei ein Verleugnen der Gnade. Nein, das ist es wahrlich nicht, es heißt nur Ernst machen mit dem Heiligsten, was es gibt. Der Anfang des Weges ist steil und mühsam, aber er führt zu seligem Ende. Gottes Wille, so rätselhaft und furchtbar er uns oft erscheint, wird uns, wenn wir ihn demütig und tapfer befolgen, immer lichter und immer lieber. Aus der bitteren Wurzel des Gehorchens wächst die süße Frucht der Liebe. Und Gott lieben ist Seligkeit, ihn lieben dürfen ist Gnade. So wird es unsere Ehre, unser Glück, ihm zu gehorchen, ihn zu lieben; und Gehorsam und Liebe, Stolz und Seligkeit: alles ist nichts als Gnade, freie unverdiente Gnade.

Und der letzte und bängste Einwand wagt sich nun kaum mehr hervor: ist ein solches Leben möglich? Ja es ist möglich, wenn wir durchdringen zur Liebe; und wir werden durchdringen, wenn wir wagen und glauben. Wenn wir glauben an die Gnade, die uns immer wieder losmacht von der Last des Vergangenen, damit wir neu und frisch anfangen können; wenn wir es wagen mit den Aufgaben, die Tag und Stunde uns stellen.

H Sch

Sebastian Franck

Sebastian Franck ist einer von den Sternen zweiter Größe am Himmel der Reformationszeit, aber als solcher lange nicht nach Gebühr erkannt und gewürdigt. Das liegt nicht bloß daran, daß er in jener an geistigen Kräften und großen Persönlichkeiten unvergleichlich reichen Zeit eben einer unter vielen ist, sondern es hat wohl vielmehr darin seinen Grund, daß er ein großer Einsamer und Unverstandener, und dazu eine von den Reformatoren selbst mit seltener Einstimmigkeit abgelehnte, ja verurteilte Größe gewesen ist. Schonungslos und bitter hat sich Luther über ihn ausgesprochen und ihn Beelzebub gescholten. Die Reichsstadt Straßburg, in der doch ein verhältnismäßig freier Geist herrschte, hat ihn ausgewiesen; auch in Ulm, wo er so gerne geblieben wäre, hat er sich nicht halten können. Sang- und klanglos ist er in Basel, wo er nach manchen vergeblichen Versuchen, einen Ort zu finden, da er sein Haupt hinlegen könnte, endlich einen Unterschlupf gewonnen, erst 43 Jahre alt aus dem Leben geschieden. Fast wäre seines Namens Gedächtnis verschwunden, wenn nicht in den Niederlanden ein stiller Kreis von dankbaren Schülern es frisch erhalten hätte; und seine zahlreichen Werke würden in den Bibliotheken vermodern, wenn nicht unserer Zeit es vorbehalten gewesen wäre, Etliches von den Schätzen seines Geistes, von den Früchten seiner emsigen und intensiven Denkarbeit, ans Licht zu ziehen. Nachdem vor 17 Jahren der frühverstorbene Alfred Hegler durch seine gelehrte Monographie „Geist und Schrift bei Sebastian Franck" (Freiburg, Mohr 1892) ihn der Theologenwelt näher gerückt, hat der rührige Diederichssche Verlag im Jahre 1909 zum ersten Male eines seiner Hauptwerke in gut lesbarer Ausgabe dem Publikum dargeboten,*) nämlich seine 280 Paradoxa, d. h., wie er es selber verdeutscht:

> *Wunderreden und Rätsel, so vor allem Fleisch unglaublich und unwahr sind, doch wider der ganzen Welt Wahn und Achtung gewiß und wahr.*

Und es darf dieses umfangreiche und offenherzige Buch

*) Sebastian Franck, Paradoxa, eingeleitet von W. Lehmann, herausgegeben von Heinrich Ziegler, verlegt bei Eugen Diederichs, Jena 1909. 404 S. 8,50, gebunden 10 Mk.

als ein Kompendium der Geistesarbeit dieses eigenartigen Denkers gelten.

Wenn nun, wie bekannt, die kirchengeschichtliche Forschung der neuesten Zeit die ganze schwarmgeistige Bewegung oder die Dissenters der Reformationszeit — von Karlstadt an bis zu Michael Servede — in eine neue und wesentlich günstigere Beleuchtung gerückt hat, insofern sich herausstellte, daß die Kampfesstellung der Reformatoren gegen sie zwar geschichtlich verständlich ist, aber das letzte sieghafte Wort nicht gesprochen hat, wenn also je länger je mehr erkannt wird, daß in diesen Strömungen und Bewegungen lebenskräftige und zukunftsreiche Keime verborgen lagen, so dürfte gerade für einen so besonnenen und selbständigen Denker, wie Sebastian Franck, heute die Stunde gekommen sein, in der ihm eine gerechtere und verdiente Würdigung zu teil wird. So steht denn auch als Motto vor der außerordentlich sympathischen, teilweise freilich fast dithyrambischen Einführung der Paradoxa von W. Lehmann der Ausspruch von Dilthey: „In hundert Rinnsalen fließen die Ideen Francks der modernen Zeit entgegen.“

Im Folgenden möge nur eine kurze Skizze des Lebensganges und der Schriftstellerei des Mannes, sodann eine gedrängte Darlegung seines inneren Verhältnisses zu den Reformatoren und endlich seiner Bedeutung für unsere Zeit gegeben werden.

1

Sein Lebensgang ist mit seiner schriftstellerischen Wirksamkeit so eng verwachsen, daß diese der ganze Exponent von jenem ist. Sonst heißt es wohl: Habent sua fata libelli*) — für Sebastian Franck waren seine Bücher sein Schicksal. Nicht nur, daß es immer wieder rumorte, wenn er eines geschrieben hatte, das so unzeitgemäß wie möglich war und allerorten anstieß, sondern das Schreiben war ihm Lebensbedürfnis und Lebensinhalt. Zuerst zwar schien der Lebenslauf des 1499 in Donauwörth geborenen Klerikers nach seinem Uebertritt zur Reformation in die Idylle einer Landpfarrei ausmünden zu wollen. Aber im Jahre 1528 entsagte der junge Pfarrer plötzlich seinem Amte, um, an kein Amt gebunden, ein schlichter Volksschriftsteller zu werden. Was mochte ihn zu diesem Schritt bewogen haben? Man hat aus der kurzen Zeit seiner pastoralen Tätigkeit nur ein gewichtiges Zeugnis davon, wie es in ihm gärte: er veröffentlichte eine Schrift „Von dem gräulichen Laster der Trunkenheit“, deren Bedeutung nicht etwa darin bestand, daß er ein Pionier der Mäßigkeitsbewegung gewesen wäre, sondern darin, daß er mit diesem Klageruf zu erkennen gab, wie er an den volkskirchlichen Zuständen auch unter und trotz den Segensstrahlen des neu auf den Leuchter gestellten Evangeliums verzweifelte. Insbesondere war es die Entrüstung und der Jammer darüber, daß die evangelische Heils- und Gnadenlehre, die dem armen, vorher so gedrückten Volke die Pforte des Himmelreichs so weit aufgetan hatte, zugleich und sofort auch der Masse des Volkes zu laxem Leben und Mißbrauch der Gnade Tür und Tor öffnete. Ihm entfiel, schwernehmig und fast schwermütig wie er war, die Freudigkeit zum Dienst an der Volkskirche. Es war nicht Fahnenflucht, daß er den Dienst quittierte — mit dem Amt entsagte er auch einer sicheren Existenz; sondern er folgte einer inneren Stimme, dem machtvollen Triebe einer Subjektivität, die mit den bestehenden Zuständen in der tiefsten Spannung war.

Das offenbart gleich die nächste Schrift, die er nach seiner Amtsniederlegung und Uebersiedelung nach Straßburg 1529 herausgab und die den merkwürdigen Titel trug: „Die Chronika und Beschreibung der Türkei.“ Darin spricht er Gedanken und Ahnungen aus, die zu unserer Zeit einigermaßen verständlich sind und da und dort sich zu ihrer Erfüllung drängen, damals aber eine unerhörte Tragweite und fast eine revolutionierende Wirkung haben mußten. Da sagt er u. A.:

Es sind zu unseren Zeiten drei vornehmliche Glaubensarten aufgestanden, die großen Anhang haben, als Lutherisch, Zwinglisch und Täuferisch (d. h. die Gruppe der Wiedertäufer) — die vierte ist schon auf der Bahn, daß man alle äußerliche Predigt, Zeremonie, Sakrament, Bann und Beruf als unnötig will aus dem Wege räumen und glatt eine unsichtbare geistliche Kirche in Einigkeit des Glaubens und Geistes versammeln, allein durchs ewige, unsichtbare Wort von Gott, ohne jedes äußere Mittel regiert, will anrichten.

Ob er das damals schon als seinen Standpunkt, sein Programm, hinstellen wollte oder nur als den Eindruck davon, wie er den Pulsschlag seiner Zeit fühlte und die sich regenden Strömungen deutete: gewiß ist, daß je länger je mehr der Gedanke an dieses Reich seine Schriften durchzieht und sein Leben erfüllt. Und in der freien Luft der Reichsstadt Straßburg, im vielseitigen Verkehr mit den freieren und radikalen Geistern der Reformationszeit, einem Servede und Campanus, verstärkte und vertiefte sich diese Tendenz. Davon gibt sein nächstes größeres Werk deutlich Kunde, das er 1531 verfaßte: „Chronika, Zeitbuch und Geschichtsbibel“, ein dreiteiliges Werk, das im ersten Teil die Zeit von Adam bis Christus bespricht, im zweiten „von Kaisern und weltlichen Händeln“, im dritten „vom Papste und geistlichen Händeln“ redet. In diesem dritten Teil spricht er aber nicht von der römischen Kirche und ihrem Abfall vom ursprünglichen Christentum, sondern er sucht nachzuweisen — darin ein echter Vorläufer von Gottfried Arnold —, wie in allen Zeiten die wahren Christen in der Welt Ketzer gewesen seien und die Wahrheit immer als Ketzerin verfolgt wurde. Sodann kritisiert er darin mit unnachsichtlichem Ernste das Elend der sozialen und die Zerrüttung der kirchlichen Zustände in seiner Gegenwart, aber — was für ihn zeitlebens bezeichnend ist — nicht in dem aggressiven und agitatorischen Sinn, wie die unruhigen Geister unter den Täufern, als ob es gelte oder auch nur möglich wäre, ein goldenes Zeitalter heraufzuführen und das Reich Gottes auf Erden aufzurichten, sondern immer nur als die Stimme eines Predigers in der Wüste, der zur Selbstbesinnung aufruft, freilich mit dem schwermütigen Unterton, daß die Welt eben im Argen liege und ihr nicht zu helfen sei. Denn sie ist „Gottes Fastnachtsspiel“ — ein rätselhaftes, gedankentiefes, von ihm gewiß nicht blasphemisch gemeintes Wort.

Diese Schrift machte ungeheures Aufsehen. Alle Parteien und Richtungen waren vor den Kopf gestoßen, von den Römischen bis zu den Evangelischen, von den Kirchlichen bis zu den Humanisten. Erasmus selbst, der hochgebildete Mann, erhob Klage beim Rate der Stadt. Franck wurde verhaftet und die Chronik konfisziert, er dann zwar wieder freigelassen, aber mitten im harten Winter 1531/32 mit seiner Familie ausgewiesen. Er wandte sich nach Kehl, dann nach Eßlingen, wo er sich und die Seinen als Seifensieder kümmerlich durchbrachte, aber mit den Vertretern der bürgerlichen und kirchlichen Behörden im Frieden verkehren durfte. Um seine Ware abzusetzen, mußte er auf die Märkte in den Städten hin und her ziehen und fand besonders in Ulm gute Kundschaft. Das veranlaßte ihn zu einer Bittschrift an den Rat der Stadt Ulm um Aufnahme daselbst, deren Inhalt wahrhaft rührend ist. Er spricht darin von seinem Handwerk und hofft, „sein Geschäft werde keinen Aufschlag, sondern Abschlag der Seife bringen“ zugleich aber bekennt er:

Was er vom Herrn habe, das wolle er schriftlich dem Volke Gottes mitteilen und nicht vergraben. Das wolle aber einen freien Mann haben, der mit keinem Amt verstrickt sei, damit nicht Jemand achte, er habe Diesem oder Jenem zuliebe geschrieben und des Lied gesungen, des Brod er esse.

Also fühlte er sich doch nur als Seifensieder im Nebenamt.

Das Gesuch wurde genehmigt, unter der Bedingung, daß seinethalb der Bürgermeister und Rat nicht vom Kaiser und König beschweret werde und der Stadt aus seinen Schriften kein Nachteil entstehe. Aber was geschah? Gleich in den nächsten Jahren (1534 ff.) erschienen von ihm mehrere Schriften: das „Weltbuch, eine wahrhaftige Beschreibung aller Teile der Welt“, sodann die oben genannten „Paradoxa ducenta octoginta“, d. h. 280 Rätsel- oder Wunderreden aus der heiligen Schrift, endlich eine Uebersetzung von Erasmus' „Lob der Torheit“ mit drei angefügten Traktaten. Da fing es sofort wieder an zu rumoren. Es war besonders das geistesmächtige Werk der Paradoxa, das wie eine Bombe einschlug und zündete, insofern die Vertreter der Kirche eine solche Verachtung des äußeren Worts und Predigtamts darin erblickten, daß sie gegen den un-

*) Bücher haben ihre Schicksale. D H

ruhigen Menschen klagend vorgingen. Der erste Pfarrer der Stadt Ulm, Martin Frecht, wandte sich an Bucer, dieser an Melanchthon und dieser endlich an Philipp von Hessen, der in einem Schreiben an den Rat die Ausweisung des Schwarmgeistes verlangte. Aber so schnell ging die Sache nicht, wie vor zwei Jahren in Straßburg. Der Bürgermeister Besserer war ein besonnener Mann, und die mannhafte, ehrliche Verantwortung des Beklagten, der bona fide erklären konnte, er sei kein Aufrührer, Ketzer oder Täufer, aber auch versprach, er wolle nunmehr harmlose, geschichtliche Bücher herausgeben, bewirkte die Zurücknahme des schon gefaßten Ausweisungsbeschlusses. Man begnügte sich mit der Einsetzung einer Kommission, die die Irrtümer seiner Schriften nachweisen sollte. Das wurde unter Leitung Frechts ausgiebig besorgt; als daran aber auch das Verlangen geknüpft wurde, Franck solle ein formuliertes Glaubensbekenntnis unterschreiben, protestierte er gegen diese Ketzermacherei und der Bürgermeister selbst lehnte diese Forderung ab. So hatte er wieder einige Jahre Ruhe, in denen er einige kleinere Schriften und das umfassende „Chronicon Germaniae" zum Druck beförderte. Aber kaum war auch um 1538 sein größtes theologisches Sammelwerk „Die güldne Arche" — dessen Drucklegung nicht in Ulm, sondern in Augsburg erfolgt war und also seiner Meinung nach keinen Bruch des gegebenen Versprechens bedeutete — erschienen, so brach der Sturm wieder los. Wenn darin Sprüche der heiligen Schrift, der Kirchenväter und erleuchteter Heiden friedlich zusammengestellt waren, so konnte diese Weitherzigkeit an sich schon bei orthodox denkenden Gemütern anstoßen; aber bedenklicher war, daß die Theologen bittere Wahrheiten zu hören bekamen, so z. B., daß sie mit ihren Kommentaren die Schrift zuschütten und mit ihrer Scholastik alles bestimmen und definieren wollen, jahrelang über die Sakramente streiten und die Glaubensartikel häufen und als Gesetz den Leuten auflegen usw. Hier offenbarte sich deutlich die Kluft, die ihn von der bestehenden Kirche und Theologie trennte. Darum konnte auch seine ehrlich gemeinte und unerschrockene Verteidigungsschrift, worin er u. A. sagte: einen Anhang habe und wolle er nicht, ihm sei Jeder lieb, der nach Gott eifert und ehrbar lebt — ihn nicht mehr retten. Denn die Geistlichkeit der Stadt stellte die Vertrauensfrage und reichte ihre Entlassung ein, wenn man zum Handeln gegen den „Störenfried" keinen Mut finde. Der Rat schritt ein und forderte am Neujahrstag den Beklagten auf, die Stadt zu verlassen. Er schied — nicht fluchend, sondern segnend — von dannen, größer als seine Gegner, die sich soweit verirrt hatten, seinen unsträflichen Lebenswandel ihm als Gleisnerei auszulegen.

Der wieder heimatlose und flüchtige Mann fand endlich mit seiner Frau und vier Kindern einen Unterschlupf in Basel, wo er wieder eine Druckerei betrieb, auch mehrere Büchlein herausgab. Und zwar erschienen außer einer Sammlung von Sprüchwörtern und einer „Chronik der Franken" von jetzt an meist solche christliche Schriften, die den Geist der Innerlichkeit, der weltabgewandten Mystik und milden Toleranz atmen. Ueber seine letzte Zeit und sein Todesjahr fehlen bestimmte Angaben. Leider wurde er noch nach seinem Tode befehdet und verunglimpft. Weil in den Sprüchwörtern auch gewagte Sprüche aufgenommen waren, wurde ihm — sicherlich zu Unrecht — aus Anlaß eines solchen sogar eine Herabwürdigung des Ehestandes nachgesagt, was dadurch ein besonders empfindliches Gewicht bekam, daß Luther selbst zu einer Gegenschrift gegen ihn die Vorrede schrieb und darin — infolge eines Mißverständnisses — sich außerordentlich scharf über ihn aussprach.

Wehmütig, recht wehmütig berührt gerade diese schrille Dissonanz über dem frischen Grabe des einsamen, heimatlosen Mannes. Aber sie stimmt nur zu seinem ganzen Lose, daß er in dem großen Zeitalter der Reformation ein Stein war, den die Bauleute verworfen haben, ein Unverstandener, „wider den Jedermann haderte und zankte im ganzen Lande" (Jer. 15, 10). Und dabei fehlte der Tragik seines Lebensloses ganz die Aureole des eigentlichen Märtyrertums. Er war eine verkannte, verfehmte, verfolgte Größe, aber zum Wahrheitszeugen großen Stils war er nicht geschaffen, nicht berufen. Desto mehr schulden wir ihm das, was seine Zeit ihm versagte, eine gerechte Würdigung, ja noch mehr, eine volle Ehrenrettung und endlich, was noch wichtiger, eine dankbare Verwertung der kostbaren Schätze, die er aufgespeichert hat. Und dazu ist besonders die heutige Gegenwart berufen und befähigt, in welcher das Ringen zwischen individueller Herzensreligion und der äußerlichen, statutarischen und Massenreligion in fortgesetztem Flusse ist.

Johannes Herzog

Die staatliche Eidesnötigung und die Kirche

3

Man wird sagen können: Sofern es auf eine überzeugende Erklärung der Worte Jesu im Sinn der kirchlichen Auffassung ankommt, können die evangelischen Kirchen nicht dafür einstehen, daß ihre Glieder willig sind, einen auferlegten Eid zu leisten. Aber dem Staat braucht auch das keine Sorge zu machen. Der Gebrauch, der innerhalb der Kirche von dem Recht, ihre Lehre vom Eid zu prüfen, gemacht worden ist, ist der staatlichen Eidesordnung nie gefährlich geworden. Solche, welche aus religiösem Grunde nicht schwören wollten, sind wohl aus der Kirche ausgetreten oder haben die Strafe für die Eidesverweigerung auf sich genommen; es ist nicht wahrscheinlich, daß, wer gewissenshalber nicht schwören wollte, den Eid geleistet hat, ohne schwören zu wollen. Die Wenigen, die in der Kirche ihrer Ueberzeugung wegen die Strafe gelitten haben mögen, haben ihre Sache dadurch nicht gefördert. Im allgemeinen versteht sich der Eid für die, welche sich zur Kirche halten, von selbst als ein Element des Rechtslebens, das sich auch der kaum wegdenken kann, dem das Schwören widerstrebt. Es entspricht der natürlichen Religion und ist ein Bekenntnis des christlichen Glaubens. Auch da, wo man sich sonst nicht scheut, die kirchlichen Lehrmeinungen auf Grund der Schrift anzufechten, ist man dankbar, daß die Kirche über diese wie über andere Paradoxien des Evangeliums mit ihrer Autorität hinüberhilft. An der staatlichen Nötigung zur Eidesleistung stößt man sich nicht, weil man es so gewöhnt ist und weil das, was die Reformatoren über die Obrigkeit lehren, sich durch die Praxis besonders tief eingeprägt hat. Was den Staat veranlassen könnte, eine Aenderung seiner Eidespraxis zu erwägen, wären nicht die kirchlichen, sondern die religionslosen Massen. Aber es begreift sich, daß es ihm damit nicht eilt. Eine religiöse Vorstellung, die wie der Eid mit jahrtausendjährigem Glauben und Aberglauben, den Schrecken zeitlicher und ewiger Strafen durchtränkt ist, übt auch da noch Einfluß auf das Gemüt, wo der Verstand sich von den religiösen Begriffen frei gemacht hat. Und auch wenn das religiöse Moment nicht mehr in Betracht käme, hätte der Eid als Form für eine Aussage, deren Zuverlässigkeit unter Androhung schwerer Strafe gefordert wird, als bequemes Mittel, eine Verpflichtung vor gewöhnlichen Verpflichtungen auszuzeichnen, einen praktischen Wert. Ein Mittel, das nichts kostet, wirft man nicht weg, so lange es noch irgend brauchbar ist. Gewissensbedenken Einzelner können den Staat nicht kümmern. Mit einem Gemeinschaftsgewissen kann er rechnen, weil es eine feste Größe ist, und muß er rechnen, wenn es eine Macht ist, die sich ihm fühlbar macht; das individuelle Gewissen ist, auch nach dem Einfluß, der von ihm ausgehen kann, unberechenbar.

Wie kann aber eine Kulturgesellschaft, für die Aufklärung, Gewissensfreiheit, Recht der Persönlichkeit und derlei Ideen längst Gemeinplätze geworden sind, der staatlichen Gewalt eine Behandlung des individuellen Gewissens wie die Nötigung zum Eid gestatten? Ist nicht der Eid an und für sich eine veraltete Einrichtung, auf die der moderne Staat so gut zu verzichten hätte, wie auf andere Antiquitäten? Man wird die Frage vom Standpunkt der modernen Kultur aus ohne weiteres bejahen, es aber doch begreiflich finden, daß er noch nicht beseitigt ist, wenn man bedenkt, wie wenig die Ideologie zu erreichen pflegt, wo ihr kein praktisches Interesse zur Seite steht. Das praktische Interesse aber hält den Eid. Das wirtschaftliche Leben ist auf das Vertrauen angewiesen; je mehr sich aber mit der wirtschaftlichen Entwicklung der gesellschaftliche Antagonis-

mus entwickelt, um so unsicherer wird das Vertrauen. Der Eid ist aber ein starkes und einfaches Mittel, das Vertrauen zu sichern. Freilich ist er ebenso geeignet, der Täuschung des Vertrauens zu dienen. In dieser Funktion ist er in Staat und Gesellschaft verfehmt, aber im gesellschaftlichen Krieg eine so beliebte Waffe, daß es scheinen könnte, diese Kehrseite des Eides sei nicht nur unvermeidlich, sondern auch unentbehrlich. Bedarf somit die Gesellschaft in dem gegenwärtigen Stadium der Entwicklung des Eides, so muß sie sich, wenn er recht nutzbar gemacht werden soll, auch in die staatliche Nötigung zum Schwören finden. Die religiöse Indifferenz ihrer Aufklärung sorgt dafür, daß ihr dies nicht zu schwer fällt.

4

Die **Kirche** hält den Eid nicht für veraltet, obgleich sie das Wort Jesu hat: Den Alten ist gesagt . . . Ich aber sage euch . . . Sie findet sich in die staatliche Nötigung zum Schwören, obwohl sie die Gemeinschaft der absoluten Religion ist. Wohl im Glauben, daß sie dem Kaiser gebe, was des Kaisers ist. Da die Kirche innerhalb des staatlichen Lebens steht, ist es an sich natürlich, daß sie sich in der Beurteilung dessen, was in sein Gebiet fällt, nach ihm richtet. Sie hat z. B. das Zinsnehmen unbedingt verboten. Als dieser Standpunkt wirtschaftlich unhaltbar geworden war, hat sie ihn aufgegeben, und sie kann das ohne weiteres verantworten. Sie kann es bei ihrer Auffassung der Worte Christi verantworten, daß sie, wesentlich auch mit Rücksicht auf den Staat, den Eid nicht schlechthin verwirft. Dagegen kann sie es nicht verantworten, daß sie die staatliche Nötigung zum Eid nicht verurteilt. Denn damit setzt sie sich in einen unerträglichen wesentlichen Widerspruch mit sich selbst. Nach der kirchlichen Lehre ist der Eid eine religiöse Handlung von unbedingter Heiligkeit. Da nun eine Handlung, die wie der Eid darum religiöse Handlung ist, weil sie aus Religion geschieht, frei sein, d. h. aus dem Herzen hervorgehen muß, so ist jeder Versuch einer äußeren Nötigung zum Eid ein Angriff auf seinen religiösen Charakter und eine Versuchung zur Sünde; denn, wenn irgendwo, gilt es beim Eide: „Was nicht aus dem Glauben geht, das ist Sünde." Dagegen ist die innere Nötigung das, was ihn rechtfertigt und ihm seine Würde gibt. Wenn die Heiligen, die von den Katechismen der römischen und der evangelischen Kirchen einträchtig als Zeugen für den Eid aufgeboten werden, geschworen haben, so haben sie es infolge solcher inneren Nötigung getan. Diese kann sich aus äußerer Not entwickeln, aber nicht wohl aus äußerer Nötigung. „Not lehrt beten," der Zwang zum Beten ist dagegen immer ein schlechter Lehrmeister gewesen. Die Kirche verurteilt denn auch den Zwang zum Schwören und erklärt einen erzwungenen Eid im Grundsatz für nichtig. Wie kann sie es nun aber rechtfertigen, daß sie den Zwang, den der Staat übt, nicht mit diesem Gericht richtet? Handelt es sich vielleicht beim Staat gar nicht um eigentlichen Zwang? Es ist dies in der Tat geltend gemacht worden. „Ein Zwang findet hier nicht statt. Die Freiheit des Menschen bleibt, er kann selbst den Eid verweigern und muß sich freilich dann gewöhnlich gewisse bürgerliche Nachteile gefallen lassen, aber auch dadurch wird seine Freiheit nicht aufgehoben." Wie ist dies aber zu verstehen? Haben „bürgerliche Nachteile" überhaupt keinen zwingenden Charakter, oder bei welchem Maße fangen sie an einen solchen zu bekommen? Die „Freiheit des Menschen" wird gewiß durch den Zwang nicht aufgehoben, wenn sie sich nicht selbst aufhebt. „Ich will sehen, wer der Mensch ist, der einen Menschen zwingen kann!" Ist aber darum der Zwang eine Illusion? Wenn die alten Christen lieber in den Tod gingen, als daß sie den vom Staat geforderten Eid leisteten, so haben sie ihre Freiheit behauptet — gegen den Zwang, der, wie man annimmt, tatsächlich stattgefunden hat.

Man will in der Kirche den Zwang nicht sehen, wie man es auch außerdem versteht, blind zu sein, wenn sich der religiöse Charakter des Eides unliebsam bemerklich machen würde. So ist es kein Aergernis, daß solche, bei welchen kein Zweifel sein kann, daß sie jedem religiösen Glauben abgesagt haben, zum Eid nicht bloß zugelassen, sondern angehalten werden. Dagegen entrüstet man sich darüber, wenn dieselben Ungläubigen offen aussprechen, daß sie sich aus gewissen Eidesleistungen nichts machen, weil sie über die Religion und darum auch über den Eid hinaus sind. Daß es auch unter den kirchlich Gesinnten nicht ungewöhnlich ist, daß zwischen Eidesleistungen, aus denen man sich nichts macht, weil man sie als leere Formalitäten betrachtet, und anderen, die zu mißachten man für unanständig halten würde, unterschieden wird, beachtet man nicht. Und doch ist klar, daß durch diese Unterscheidung das Religiöse im Eide grade so mißachtet wird, wie wenn man den Eid überhaupt für eine bloße Zeremonie erklärt. Wem der Eid eine religiöse Handlung ist, der schätzt ihn nicht nach dem Gegenstand, um den es sich handelt, und nicht nach gesellschaftlichen Anstandsbegriffen. Er ist sich bewußt, daß er bei jedem Eide vor Gott steht.

Es ist der Kirche nicht würdig, vor dem, was sie selbst lehrt, die Augen zu schließen; und ihre Organe wollen nicht blinde Blindenleiter sein. Auch wenn Niemand an der staatlichen Nötigung Anstoß nähme, müßten diese es als ihre Pflicht erkennen, sich die Wahrheit nicht zu verbergen und die Stellung der Kirche zur Eidesnötigung in Uebereinstimmung mit ihrer Lehre vom Eide zu bringen. Es gibt aber Einzelne, die an dieser Nötigung Anstoß nehmen, denen sie zu einer Bedrückung und Versuchung des Gewissens wird. Nur Einzelne; aber bei der Kirche ist es nicht wie beim Staat. Für die Kirche hat das Gewissen des Einzelnen soviel zu bedeuten, wie das des Haufens. Den Einzelnen nun in einer solchen Sache auf sein Gewissen oder auf andere Einzelne zu verweisen, wäre auch auf dem Standpunkt der evangelischen Kirche ein Unrecht. Auch in der evangelischen Kirche soll der Einzelne in solchen Fragen an der Kirche einen Halt haben. Bei der bisherigen zweideutigen Stellung der Kirche in der Eidesfrage ist dies nicht möglich. Die Kirche muß daher, wie um ihres Gewissens und ihrer Würde willen, so aus Rücksicht auf das Gewissen einzelner Glieder eine andere Stellung zu der staatlichen Nötigung zum Eid gewinnen.

Um einen Eingriff in die Kompetenz des Staates handelt es sich dabei nicht. Die Kirche kann nicht daran denken, dem Staat über seine Eidesordnung Vorschriften zu geben, und ihre Organe sollen ihm nicht mit Vorstellungen und Resolutionen beschwerlich fallen. Es genügt, den Standpunkt festzustellen, für den sich die Kirche entscheiden muß auf Grund der Erkenntnis, daß ihr gegenwärtiger Standpunkt zweideutig, widerspruchsvoll, einer Religionsgemeinschaft unwürdig ist. Da die Kirche für sich den religiösen Charakter des Eides nicht aufheben und den Staat nicht veranlassen kann, einen nicht religiösen Eid zu schaffen und einzuführen, so hat sie nicht zu wählen. Sie muß sich entschließen, **für den religiösen Charakter des Eides einzustehen.** Auf diesem Standpunkt versteht es sich:

Die Kirche beurteilt beim Eide den staatlichen Zwang wie andern Zwang.

Die für eine religiöse Handlung notwendige Freiheit ist bei der Eidesabnahme nur gewahrt, wenn ohne weiteres gestattet ist, statt des Eides eine Versicherung in anderer Form zu geben.

Es ziemt sich für die Kirche nicht, bei Eidesleistungen mitzuwirken, bei denen diese Freiheit nicht gewahrt ist.

Paul Lechler

Ein Wort zur Volksbibel

Von einem Laien*)

Warum ist weiten Kreisen unseres Volkes das Verständnis für die Bibel abhanden gekommen und warum ist sie nicht mehr ein Volksbuch im wahrsten Sinne, wie in den Tagen unserer Groß- und Urgroßväter? Liegt es allein an ihrer Sprache, oder glaubt man als moderner Mensch, mit den modernen Zeitverhältnissen über dieses Buch hinausgewachsen zu

*) Der Artikel ist, wie der nächstfolgende, eine Antwort auf Classens Artikel „Volksbibel" in Nr. 37 des vorigen Jahrgangs. Aus Raumnot konnte damals die Debatte nicht eröffnet werden, nun mag sie ihren Gang haben. D H

sein? Ich glaube die Ursache liegt tiefer. Jahrzehnte lang hat man negiert, ohne etwas Besseres dafür bieten zu können. An keinem Buch hat man die Sonde der Kritik schärfer angelegt als an der Bibel, und nachdem man sie weiten Kreisen zu einer entwerteten Münze gemacht hat, beginnt man wieder zu ahnen, was für Kräfte in diesem Buche schlummern. Mit Recht sagt W. Classen: „daß er aus diesem Buche in schwerer und froher Arbeit, seine beste Kraft gewonnen habe." Welch eine gewaltige Wirkung hat die Bibel auf unser deutsches Geistesleben ausgeübt! Nicht nur bei einzelnen führenden Geistern, sondern in unserem ganzen Volksleben hat sie, mag man es zugeben oder nicht, Denken und Sprache beeinflußt. Wenn auch heute bei Seite gesetzt, ist sie doch ein Volksbuch, und wird sich diesen Platz nicht nur behaupten, sondern wieder mehr und mehr erringen; Kraft der Fülle, die in ihr wohnt. Welch einen gewaltigen Markstein in der deutschen Literaturgeschichte bildet das Werk der Bibelübersetzung von Luther! Der Geist unserer deutschen Sprache und die Gedankenwelt der Bibel haben sich in diesem Werke Luthers zusammengefunden. Auf der einen Seite aus orientalischem Boden entsprossen und ganz ihre Eigenart bewahrend und auf der anderen Seite, wie kein zweites Buch, ganz deutsch geworden. So steht sie da wie aus einem Guß. Gewiß war dem Meister selbst sein Werk nie gut genug, und die vielen Neuausgaben boten ihm fortgesetzt Gelegenheit zu Besserungen. Ich muß immer die Sprachgewalt Luthers bewundern. Wenn man dabei bedenkt, daß dieser Mann die deutsche Sprache auf der Gasse aufgelesen hat, so müssen wir zugeben, daß er geradezu sprachschöpferisch gewirkt hat. Seine gewaltige und trotzige Art, die unentwegt auf das Ziel los ging, seine tiefe Frömmigkeit, gepaart mit einem treuherzigen Kindessinn, waren es, die die Bibel dem Herzen des deutschen Volkes entgegen zu bewegen vermochten. Ich glaube, gerade diese Faktoren sind und bleiben die Bahnbrecher für die Bibel. Gewiß ist von einer deutschen Bibel zu verlangen, daß sie treu und deutsch ist, aber gerade diesen Stempel hat Luther unserer Bibel aufgedrückt, und gerade weil wir in unserer Bibel keine erbaulichen und schönen Gedanken eines Luther oder sonst eines anderen Meisters lesen wollen, sondern lediglich die Stimme der biblischen Autoren selbst hören möchten, deshalb danken wir es ihm, daß er bei seiner Arbeit treu und deutsch geblieben ist.

Es mag sein, daß wir Kinder des 20. Jahrhunderts die Sprachgewalt der Lutherbibel nicht mehr in ihrem vollen Umfange empfinden: ob aber dieses allein der Grund ist, daß die Bibel heute vielen ein fremdes Buch geworden ist, lasse ich dahingestellt. Das 19. Jahrhundert mit seinen Erfindungen und Entdeckungen ist auch für die geschichtlichen und sprachlichen Forschungen auf dem Gebiete der Bibelwissenschaft nicht ohne reichen Ertrag gewesen, und damit hat das sprachliche und sachliche Verständnis der Bibel sicher gewonnen. Ob wir aber damit auf dem Wege zu einer Volksbibel sind, ist sehr fraglich. Was sollen wir tun? Den gewaltigen Bau der Lutherbibel, der aus der Vergangenheit in die Gegenwart hineinragt, abbrechen? einen völligen Neubau aufführen? oder einen leichten Anbau hinzufügen? Ich glaube, keiner von diesen drei genannten Wegen würde uns die gewünschte Volksbibel bringen. Denn an Versuchen nach dieser Seite hat es bis heute sicher nicht gefehlt.

Kautzsch und Weizsäcker und Stage haben Hervorragendes geleistet. Aber sie bieten keinen Ersatz für eine Volksbibel. Und neben diesen genannten hat es doch nicht an weiteren Bemühungen gefehlt, gute Uebersetzungen, die für weite Volkskreise lesbar sind, zu schaffen. Von Zinzendorf und Bengel bis in die neuste Zeit hinein ist man bestrebt, die Bibel im modernen Sinne zu verdeutschen. Ich erinnere an den Juristen J. Fr. v. Meyer, der sich sehr geschickt an den Luthertext anzuschmiegen suchte. Sein späterer Mitarbeiter und Fortsetzer war Rudolf Stier, der etwas rücksichtslos in der Berichtigung des Luthertextes vorging. Auch auf den Kirchentagen zu Stuttgart 1857 und Hamburg 1858 wurde die Frage einer deutschen Einheitsbibel diskutiert. In der neueren Zeit ist anonym unter dem Namen „Miniatur-Bibel" eine Uebersetzung erschienen, die sich ihrem Inhalt nach vielfach an die Züricher Bibel anlehnt. In lesbarem Deutsch wird enger Anschluß an den Grundtext erstrebt, nur ist die Sprache nicht immer geschickt. Ferner sei an dieser Stelle noch die Elberfelder Bibel (Verlag von R. Brockhaus, Elberfeld) genannt. Im Alten Testament ist der überlieferte hebräische Text zu Grunde gelegt. Im Neuen Testament sind die besten kritischen Ausgaben zu Rate gezogen. Reichliche Anmerkungen führen abweichende Lesarten auf. Mit größtem Fleiße und bewundernswertem Geschick sind alle Worte und Wendungen unserer deutschen Sprache aufgespürt, die sich als ein besonders schmiegsames Gewand des hebräischen und griechischen Grundtextes verwenden lassen. Die Arbeit, die hier geleistet wurde, verdient volle Anerkennung und kann dem forschenden Bibelleser viel Aufschluß geben. Daneben wären noch Reinhard, Wiese, Zittel, Menge, Johannes Weiß, Adolf Schlatter und neuerdings Rudolf Böhmer zu nennen. Aber alles das sind Bücher für Theologen oder stark religiös interessierte Laien.

Aber wie dem auch sein mag: mögen wir die beste Uebersetzung bekommen, mag man bestrebt sein allen Volkskreisen entgegen zu kommen — ob wir damit eine Volksbibel bekommen möchte ich bezweifeln. Ich kenne weite Kreise, die würden jede Uebersetzung mit einem Lächeln beiseite schieben, denn sie halten einen Menschen, der noch in der Bibel liest, für rückständig. Ebenso sind mir weite Kreise bekannt, vom einfachen Arbeiter bis zum Gelehrten, denen die Bibel noch eine Kraftquelle ist. Woran mag das wohl liegen? Jedenfalls nicht an dem Luther- oder sonst einem Texte. Erst wenn man wieder Verständnis für den Wert der Bibel bekommt, mag man dann um mit Walter Classen zu reden als „Unkirchlicher" „Liberaler" oder wie sonst etwas von dem Erleben Gottes verstehen: wenn Christus eine Gestalt in unserem Leben gewonnen hat, dann wird auch unsere Bibel in unsrem Leben den Platz einnehmen, der ihr gebührt. Mag man eine Bibel in der Sprache unsrer Zeit schaffen, mag man sie der Gedankenwelt des Einzelnen anzupassen suchen, mag man noch so viel revidieren, es wird immer nur ein engerer Kreis zu diesem Buche greifen. Es handelt sich hier um mehr als einen Liebhaberwert, hier gibt es nur persönliche Entscheidungen, und über diese hinweg führt der Weg zur Bibel. Jedenfalls fehlt es weniger an Leuten, welche die treue Arbeit der Bearbeitung einer Volksbibel leisten würden, als an solchen, die sie lesen und in das Volk hineintragen. Die beste Bibel mit der getreuesten Uebersetzung, im schönsten Gewande, und im modernsten Druck, wird nur Paradebibel bleiben, wenn sie dem Leser statt Lebensworte nur Leseworte enthält. Meines Erachtens gilt es von der Seite einzusetzen: die Bibel dem Volke wieder lieb zu machen. Damit schaffen wir eine Volksbibel.

Eines der tiefsten Worte über die Bibel, die noch heute zeitgemäß sind, besitzen wir von Luther. Es ist die letzte Aufzeichnung, die von seiner Hand überliefert ist. „Den Virgil in seinen Hirtengedichten kann Niemand verstehen, er sei denn fünf Jahre Hirte gewesen. . . . Den Cicero in seinen Briefen kann Niemand ganz verstehen, er habe sich denn fünfundzwanzig Jahre in einem großen Gemeinwesen bewegt. Die heilige Schrift meine Niemand genugsam geschmeckt zu haben, er habe denn hundert Jahre lang mit Propheten wie Elias und Elisa, Johannes dem Täufer, Christus und den Aposteln die Gemeinden regiert. Versuche nicht diese göttliche Aeneis, sondern neige dich tief anbetend vor ihren Spuren! Wir sind Bettler. Das ist wahr. 16. Februar, anno 1546."

Weber

Volksbibel und Schulbibel

Eine Antwort an Walther Classen (vgl. 1911, 37)

Was Walther Classen unter der Ueberschrift „Volksbibel" fordert, ist schön und gut, und wird, wenn es da ist, hoffentlich auch Segen stiften. Seine Wünsche sind aber nicht so ganz neu und nicht so weit von ihrer Verwirklichung, wie er meint. Da ich selber augenblicklich mitten in ähnlicher Arbeit stehe, darf ich wohl ein paar Worte zur Sache sagen. Ich meine natürlich nicht solche große Werke, wie die „Gegenwartsbibel", deren Neues Testament seit Jahren fertig liegt, deren Altes Testament in einzelnen handlichen Bändchen erscheint; noch weniger den

Kautzsch in seiner dritten Auflage, oder gar die große von Lilien illustrierte auf zehn Bände berechnete Prachtausgabe (Text von Reuß), die im Verlag von George Westermann erscheint. Die „Gegenwartsbibel" wird Classen in seiner Bibliothek haben, aber die kann nicht jeder Einzelne sich anschaffen. Besser ist für das Neue Testament allein gesorgt durch Weizsäcker, Stage und Bernhard Weiß. Sie bieten ja alle drei einen Druck wie den anderer Bücher und eine sinnvolle Einteilung; Bernhard Weiß geht auch sprachlich von Classens Prinzip aus: er bietet einen (vorsichtig) verbesserten Luthertext. Am leichtesten verständlich ist von den dreien zweifellos Stage, weil er den Text oft erläuternd umschreibt und mit Anmerkungen erklärt.

Diese Ausgaben kennt Classen natürlich. Aber es ist vor Jahresfrist noch eine neue Verdeutschung des Neuen Testaments erschienen; von Rudolf Böhmer, Stadtpfarrer in Haigerloch (Hohenzollern, Verlag von Max Kielmann, Stuttgart). Dieser Uebersetzung hat der Verfasser ein kleines methodisches Schriftchen vorangehen lassen: „Grundsätze für eine wirkliche Verdeutschung der heiligen Schrift." (Ebenda 1909.) Hier wird Classen fast alle seine Wünsche als Grundsätze Böhmers wiederfinden, und man konnte anfangs hoffen, daß uns hier eine volkstümliche Bibel beschert werde. Nach dem vorliegenden Neuen Testament und nach den der kleinen Schrift beigefügten Proben des Alten Testaments wage ich es nicht mehr zu hoffen. So vortrefflich Vieles ist, Eins fehlt dem Verfasser (oder wenigstens er besitzt nicht genug davon), fast das Wichtigste: stilistisches Feingefühl, das sich der Eigenart jedes zu übersetzenden Stückes anschmiegt und versucht, die Kunstform des Originals in deutscher Sprache wiederzugeben. Dazu gehört mehr, viel mehr als die bloße Unterscheidung zwischen Poesie und Prosa. Man lese nur, wie Böhmer die feierliche Monotonie von 1. Mose 1 durch raffinierten Wechsel im Ausdruck zerstört. Dies Stück ist einfach geschmacklos. (Anderes ist glücklicher Weise weit besser.) Die auch für Laien bestimmten Verdeutschungen des Neuen Testaments von dem bekannten Philologen Menge und dem Schweizer Bibelpietisten L. Reinhardt kenne ich nur aus Stages Anzeige in der Theologischen Literatur-Zeitung 1910, Sp. 585 ff. Danach könnte nur Menge in Frage kommen; wenn seine Ausgabe nicht infolge der schönen Ausstattung so teuer wäre. (15 Mk. bei Appelhans, Braunschweig 1909).

Aber alles dies erwähnte ich nur, um daran zu erinnern, wie fleißig in den letzten Jahren auf dem Gebiet der Bibelverdeutschung gearbeitet ist. Was ich meine, sind neue Schulbibeln; sie kommen zum Teil dem Classenschen Ziel sehr nahe.

Classen stellt fünf Forderungen auf. Er will 1. einen verständigen Druck, der nicht durch die Verszahlen gestört wird; 2. richtige Kapiteleinteilung und sinnvolle Ueberschriften; 3. einen gründlich verbesserten Luthertext; 4. eine zweckentsprechende Textauswahl, die alles Langweilige ausscheidet; 5. eine Ausgabe des Buches in billigen Heften.

Von dieser letzten Forderung der Zerteilung in einzeln käufliche Hefte abgesehen, haben unsere neuen Schulbibeln genau dasselbe Programm. Sie drucken den Text in fortlaufenden Zeilen, machen die Poesie als solche kenntlich. Die Verszahlen sind entweder ganz weggelassen (nur über der Seite angegeben) oder nur am Rande von 5 zu 5 bezeichnet, oder so bescheiden eingesetzt, daß sie den Leser nicht stören. (Dies Verfahren ist praktisch wohl das beste; da nun einmal überall nach Versen zitiert wird, muß man sie auch aufschlagen können). An Ueberschriften finden wir alles, was Classen wünscht, nur nicht den ausdrücklichen Hinweis auf die Literarkritik. Diese Unterlassung ist begreiflich genug. Unsere Behörden würden das nicht dulden; wohl mit Recht, da ja diese Schulbibel in die Hände auch der Kleinen und Unreifen kommt. Der Lehrer kann das Fehlende leicht nachtragen; ermuntert wird er dazu durch sinngemäße Einteilung. Z. B. Absatz zwischen 1. Mose 1, 4a und dem Folgenden. Teilweise ist sogar durch Absetzung die genaue Quellenunterscheidung innerhalb eines Abschnittes angedeutet, z. B. in der Sintflutgeschichte.

Ueber den Grad der Modernisierung (oder darf ich sagen: Vergegenwärtigung?) des Lutherdeutsch werden natürlich die Geschmacksansichten und die Rücksichten auf äußere Verhältnisse verschieden sein, aber der Grundsatz steht fest: a. alle nachweisbar fehlerhaften Uebersetzungen (insbesondere auch auf Grund schlechter Lesarten) der Lutherbibel sind zu berichtigen; b. unverständliche und mißverständliche Satzbildungen oder Ausdrücke, also auch störende Archaismen, sind möglichst zu verbessern. Im Notfall hilft eine Anmerkung, die entweder den Luthertext oder die neue Uebersetzung bringt. Im übrigen ist Kraft und Eigenart der Luthersprache zu bewahren; auch die nötigen Verbesserungen sollen möglichst in Wortschatz und Stil der Lutherbibel gegeben werden, damit sie sich dem Ganzen einfügen.

Auch über die Auswahl wird man streiten. Sie wird um so weniger knapp und ängstlich sein (in geschlechtlichen Dingen), je mehr man auch an reife Schüler, an Primaner höherer Schulen oder an Seminaristen denkt. Die Anordnung der einzelnen Bücher nach literar-ästhetischen Gesichtspunkten, wie Classen sie vorschlägt, verbietet sich allerdings für eine Schulbibel; sie bleibt am besten bei der Reihenfolge der Lutherbibel.

Endlich ist für die Schule eine Ausgabe in Heften natürlich nicht am Platz; dafür ist der Preis um so niedriger, erstaunlich niedrig: für 1,80—2,00 Mk. ist die ganze Bibel, gut gedruckt, solide gebunden, zu haben; für wenige Groschen mehr Altes und Neues Testament getrennt; Beigaben wie Karten und Pläne, Zeittafeln, meist auch erklärende Register, sind überall zu finden.

Und das sind nicht mehr fromme Wünsche. So viel ich weiß, liegen drei neue Ausgaben nach diesen Grundsätzen gearbeitet fertig vor,*) die ich eben noch nennen und kurz skizzieren muß.

1. Völker-Strack (Leipzig, Teubner) neubearbeitet von Strack. Fertig ist das Alte Testament. Die Auswahl ist im ganzen reich, auch unbefangen: nicht nur das Erbauliche ist ausgewählt, sondern das Charakteristische. Die Textgestaltung befriedigt mich weniger: Strack entfernt sich zu schwer vom Luthertext, darunter leidet die Verständlichkeit, zuweilen auch die genaue Richtigkeit des Ausdrucks. Noch mehr bedaure ich die stilistische Verkürzung vieler Erzählungen; darüber geht öfter die unvergleichliche Schönheit der behaglich und breit ausmalenden epischen Erzählung verloren. Für die äußere Ausstattung hätte der Verlag mehr tun müssen, insbesondere den Raum spendieren, um die Verse nicht nur durch Absätze in der Zeile anzudeuten, sondern sie durch stichischen Druck hervorzuheben. Wem möglichste Pietät gegen Luther erstes Gesetz ist, und wer auf die ästhetische Seite weniger achtet, der wird durch die Arbeit dieses ausgezeichneten Hebraisten voll befriedigt sein.

2. Ostermai (Bürgerschuloberlehrer), Dr. Tögel (Seminaroberlehrer), Lic. Neuberg (Pfarrer), drei sächsische Herren, haben bei Klinkhardt in Leipzig 1911 eine Schulbibel herausgegeben, die in der Tat einen ganz eigenartigen Typus darstellt. Sie ist sehr stark unter ästhetischem Gesichtspunkt bearbeitet. Vortrefflich ist die ganze äußere Ausstattung: Einband, Papier, Lettern, Buchschmuck und Druckeinrichtung. Die Ausgabe A ist auch mit Vollbildern (von Phieler) geschmückt. Sie erinnern an Steinhausensche Technik; trotzdem kann ich mich nicht für sie erwärmen, einige stoßen mich direkt ab; ich ziehe Ausgabe B, ohne Bilder, vor. Die Auswahl ist sehr knapp; auch das Neue Testament wird nur in starker Verkürzung geboten: die Parallelberichte der Evangelien fehlen; aus den meisten Briefen werden nur Proben gegeben. Die Uebersetzung ist sehr frei, von allen mir bekannten bei weitem die freieste; aber soweit ich geprüft habe, immer geschmackvoll und auf guter wissenschaftlicher Grundlage ruhend. Also, von manchen Vollbildern abgesehen, ein schönes Buch; besonders freudig zu begrüßen, wenn es ihm gelänge, die meines Erachtens ganz überflüssigen „biblischen Geschichtsbücher" zu verdrängen; aber für die Bedürfnisse der Oberklassen höherer Schulen nicht ausreichend.

3. Nach meinem Urteil zweifellos das Beste, in der Tat etwas Gutes, bieten Fritschi, Schremmer und Holzinger

*) Eine völlige Neubearbeitung des alten Schäfer-Krebs (Verlag Moritz Diesterweg, Frankfurt a. M.) durch Pfarrer Lueken und mich (in Verbindung mit † Professor Krebs) erscheint soeben.

(Tübingen, Mohr 1909). Die Textform hält die glückliche Mitte zwischen Strack und dem sächsischen Buch. Im Einzelnen ist natürlich Jeder hier und da anderer Meinung; das Ganze trifft sicher das Richtige. Die Auswahl ist in der offenbar vom Verlag auferlegten Beschränkung fast immer glücklich. Allerdings hat diese Raumgrenze eine mir grundsätzlich etwas bedenkliche Folge gehabt: nämlich die möglichste Beschränkung auf das geschichtlich Echte, auf die älteren Quellen. So kommt zuweilen die Gestalt der Bibel, wie sie nun einmal geworden ist, in ihrer Mannigfaltigkeit und inneren Verschiedenheit nicht genügend zum Ausdruck.

Ich möchte, was ich sonst schon in Rezensionen gesagt habe, hier nicht wiederholen; lieber aussprechen, daß, je länger ich selber an derselben Aufgabe arbeite und die verschiedenen, zum Teil sich kreuzenden Anforderungen erfahre, um so höher die gründliche und taktvolle Arbeit dieses Buches schätzen lerne und den Wettbewerb als eine ehrenvolle Aufgabe empfinde. Aber doch als eine wünschenswerte und mögliche Aufgabe. Das möchte ich noch kurz begründen, indem ich andeute, wodurch sich unsere Arbeit von den vorhandenen, d. h. wesentlich von der letztgenannten, unterscheidet. Der augenfälligste Unterschied wird der sein, daß uns durch bereitwilliges Entgegenkommen unseres Verlags ein beträchtlich größerer Raum zur Verfügung gestellt ist. Wir können daher (ohne Preiserhöhung) wesentlich mehr bieten, sowohl an ganzen Büchern (wie Esther, Tobit, Judith) als an einzelnen Stücken (wie Richter 17 f., Jes. 5, 15 ff., 9, 7 ff., 10 u. s. f.). Aber wesentlicher ist uns ein anderer Gesichtspunkt: die alten biblischen Lesebücher wählten nach dem Gesichtspunkt der „Erbaulichkeit“ aus und bevorzugten deshalb bei doppelter Ueberlieferung den jüngeren Bericht. Das Tübinger bringt (mit Recht) die historisch zuverlässigen Berichte, übergeht aber zuweilen die jüngeren. Beide Methoden sind bedenklich: sie geben kein vollständiges Bild der Bibel, wie sie ist. Wir möchten dagegen nach keiner Seite hin die Bibel subjektiv bearbeiten, ihren Typus möglichst getreu wiedergeben; nur das pädagogisch Unmögliche und die Masse des (für die Jugend) langweiligen Stoffes beseitigen; im übrigen aber der Auswahl und Auffassung des Lehrers möglichst freie Hand lassen.

Dies Bestreben zeigt sich auch in der Bearbeitung des Textes. Der Luthertext ist nach Möglichkeit geschont. Häufig ist eine andere Uebersetzung oder Lesart in Anmerkung geboten, zumal wo sie nicht ganz sicher ist. Einzelne Bestandteile des hebräischen oder griechischen Textes, die wahrscheinlich unecht aber doch interessant sind (und bei Luther stehen), sind häufig nicht einfach gestrichen sondern eingeklammert; umgekehrt sind Zusätze (auf Grund der LXX, z. B. 1. Sam. 14, 41) durch kleine Winkelzeichen kenntlich gemacht. Durch alle diese Mittel soll nicht nur die Pietät gegen den Luthertext bezeugt, sondern auch zugleich dem kritisch interessierten Lehrer auf der Oberstufe ermöglicht werden, an praktischen Beispielen die Textgestalt der Bibel zu erläutern.

Die Reihenfolge der Bücher in der Lutherbibel ist beibehalten, weil eine wesentliche Verbesserung eine völlige Revolution bedeuten würde.

Endlich bemühen wir uns durch möglichst übersichtlichen Druck und reichliche Inhaltsüberschriften das Verständnis zu erleichtern.

Wenn Walther Classen weder in einem der vorhandenen noch in unserem bald erscheinenden Buch sein Ideal erfüllt findet, so wäre es doch vielleicht möglich, an die hier geleistete Arbeit anzuknüpfen und sie durch Zusammenwirken von Verleger und Verfasser so umzuformen, daß bald eine sehr billige Volksbibel erscheinen kann. Schuster

Die Christliche Welt hat sich früher mit diesem Gegenstande viel beschäftigt. 1890 in zwei Artikeln: Die Schul- und Familienbibel ein unabweisbares Bedürfnis (Nr. 6) und: Anforderungen an eine Schul- und Familienbibel (Nr. 8). Dann hat Schuldirektor Dix in Flensburg, später Leipzig, Geschichte und Entwicklung der Schulbibel genau verfolgt; größere Artikel von ihm finden sich 1892 Nr. 29, 1894 Nr. 41, 1896 Nr. 38, 1898 Nr. 17, 1900 Nr. 25, 26 und 27. Kleinere Beiträge s. im Zwanzigjahrgangsregister. Nicht unterlassen möchte ich, dankbar der Glarner Familienbibel zu gedenken, die an der Spitze der ganzen Bewegung steht. So viel ich weiß, hat sie jetzt eine neue Ausgabe erfahren. R

Neue Sensationen in der Jesus-Literatur

Vor mir liegen zwei Bücher in bequemem Taschenformat; in den letzten Wochen, ohne Jahreszahl, erschienen — das eine sogar mit Bildschmuck versehen —, die sich beide, ohne von einander zu wissen, anheischig machen auf Grund neuer Dokumente aus uralter Zeit das Geheimnis der Geschichte Jesu in volles Licht zu rücken. Das eine trägt den Titel: Vor 1900 Jahren. Rückblicke auf Begebenheiten in Palästina vor 1900 Jahren. Von Ferdinand Schmidt. Leipzig, Fickers Verlag (123 S.). Das andere: Ein Jugendfreund Jesu. Brief des ägyptischen Arztes Benan aus der Zeit Domitians (Berlin, A. Piehler und Co.) auf dem inneren Titelblatt steht außerdem: Nach dem griechischen Urtext und der späteren koptischen Ueberarbeitung herausgegeben von Ernst Edler von der Planitz.

Den Kern des ersten Büchleins bildet ein Brief des Aeltesten der Essäer zu Jerusalem an den Aeltesten der Essäer zu Alexandrien, „in Abschrift“ d. h. in deutscher Uebersetzung aus einem der Zeit Jesu angehörigen Urtext „in lateinischer Abschrift“, die durch Vermittlung pythagoräischer Gesellschaften vor den Nachstellungen orthodoxer Finsterlinge gerettet und an Herrn Ferdinand Schmidt gelangt ist, der nun die ehrenvolle Aufgabe erfüllt, auch über die Kreise seiner deutschen Okkultisten-Verbrüderung hinaus diese „gewissermaßen letzte Fortbildung der alten essäischen Weisheit“ kundzumachen. Den Kern umgeben starke Schalen; nicht bloß ein Vorwort, sondern zu diesem wiederum eine Vorrede, dann ein Essay über Pontius Pilatus: das Hauptkapitel erhält auf S. 31—36 wieder ein Vorwort, das über den Essäerorden interessanten Bericht erstattet; unter Anderem erfahren wir, daß seine „letzten Merkmale in der heutigen Tags noch existierenden Freimaurerei nachzuklingen scheinen“. S. 101 folgen erklärende Randbemerkungen zu dem entdeckten Essäerbrief, gekrönt durch eine freie Wiedergabe des apokryphen Lentulus-Briefes.

Der neue Brief des Essäer-Aeltesten, sieben Jahre nach Jesu Kreuzigung verfaßt, ist aber so arm an Inhalt wie reich an Umfang. Für Jesu Werk und Lehren hat er nur wenige Zeilen übrig. Jesus hat, im reifen Alter feierlich in den Essäerorden, in dessen Geheimweisheit er von Jugend auf erzogen war, aufgenommen, als echter Essäer das Himmelreich in seinem Leben verkündet und die Tugend verherrlicht. Er war des „Bundes Lieblingsbruder; denn er war nicht allein fromm und weise, sondern auch die Kenntnisse hatte er erworben, die unser Bund von den Geheimnissen der Natur und den Einflüssen der Kräuter und Salze und Steine auf den menschlichen Leib besitzt. Darum war er ein begeisteter Lehrer und ein Künstler zu heilen, gleich den Aeltesten unter uns.“ Ernstliches Interesse nimmt der Briefsteller nur an Jesu Geburt und Tod. Jesus ist der Sohn der Maria, der Braut Josephs, aber nicht von Joseph gezeugt, sondern von einem Essäer, den sein fleischlicher Trieb — die Ehe war ihm ja verboten — auf fremde Weiber hinwies; Maria, eine Frau von lebhaftem Gemüt, die im Leben das Ungewöhnliche suchte und sich an dem erfreute, was sie nicht begreifen konnte, hatte ihn für einen „Gesandten“ gehalten. Die Bruderschaft hatte durch ihre Boten es bei Joseph durchgesetzt, daß er sein Weib trotz ihre Untreue nicht verließ und Marias Glauben an das Heilige der Tat nicht trübte; er zog den Scheinsohn auf in der ihm von den Essäern zu diesem Zweck mitgeteilten Wissenschaft. — Der Tod Jesu am Kreuz ist nur eine Ohnmacht gewesen; nach dreißig Stunden erwachte er; ein essäischer Novize, der am Grabe Wache gehalten hatte, eilte ihm zu Hilfe; alsbald kamen 24 Essäer des obersten Grades, geführt von Joseph (von Arimathia) und Nikodemus herbei und brachten ihn in eine benachbarte Essäerwohnung. Nach allerlei Verhandlungen mit seinen Jüngern und den Essäer-Aeltesten, wobei „Joseph“ das Verdienst hat ihn vor Unbesonnenheiten zu behüten, reitet er in die Einsamkeit zu den Therapeuten am toten Meer, stirbt dort aber bald an Entkräftung.

Und ohne Schmerz hatte sein ewiger Geist die Leibesfessel gesprengt und sanft wie sein Leben (!) war auch seine Erlösung. Und er wurde begraben von den Therapeuten am toten Meere, wie es

Gesetz ist in der Bruderschaft. Nicodemus aber befahl Stillschweigen über seines Freundes Tod gegen Alle, die nicht im obersten Grade der Bruderschaft arbeiteten. — So habt ihr, lieben Brüder, die einzig wahre Geschichte unseres Freundes, den Gott berufen hatte die Weisheit und Tugend in das Volk zu tragen durch Gleichnisse und edle Taten.

Ein Wort über die Glaubwürdigkeit dieser Urkunde wird von mir Niemand erwarten. Der „oberste Grad“ überessäischer Naivetät verrät sich in jedem Satz dieser angeblichen Geschichte, nicht zum wenigsten in der Mahnung des Briefschreibers, seine Enthüllungen über Jesus nur den Bundesältesten weiterzusagen: „denn die Apotheose gebührt ihm, dem Sohn des Gottes, den wir anbeten, eher als den Andern, die in den Himmel versetzt sind.“ Das geistige Niveau des Essäerbriefs unterscheidet sich aber in nichts von dem des Herausgebers und Kommentators Schmidt. Man höre z. B. S. 101:

In unserer aufgeklärten Zeit, worin jeder einigermaßen Gebildete sich alles natürlich erklären wird, trägt die in den Kirchen gehegte Wundergeschichte für den zunehmenden Unglauben, worüber soviel lamentiert wird, nur noch mehr zu bei.

Nach S. 103 ist es „um so wahrscheinlicher,“ daß Jesus zu den Essäern gehört hat, „da auch die Evangelien niemals eine Aeußerung Jesu gegen die Essäer mitteilen, während er dagegen häufig wider die Sadducäer und Pharisäer eiferte.“ Und gleich darnach schildert der Verfasser die Pharisäer als „Weltbürger, welchen Tradition und Gesetz Nebensache war,“ zugleich als Leute, die „eine kleingeistige, spitzfindige Auslegung des toten Buchstabens als eine fromme Arbeit ansahen.“ S. 106:

Ist Christus über das Wasser gegangen, so mag das wunderbar genug ausgesehen haben, als „Wunder“ dürfte es nicht aufgefaßt werden. Ich bin der Meinung, daß Jeder, der sich bewußt in die Astralebene zu versetzen vermag, auch auf einem Wasser zu erscheinen vermag, noch dazu, wenn er gerufen werden sollte. S. 113: Wäre der Scheintot (so geschrieben!) Jesu nicht in dem alten Briefe als eine ganz bestimmte Tatsache behauptet, so würde es doch aus den obwaltenden, historisch feststehenden Umständen mehr als wahrscheinlich sein. Die Darstellung des essäischen Briefes hat daher die bedeutende Fürsprache für sich, daß sie mit der Naturmöglichkeit übereinstimmt. Das Wiedererwachen Jesu ist, der essäischen Mitteilung nach, durch mancherlei Umstände begünstigt, die auch heute noch ihre völlige Richtigkeit der Erklärung finden!

Der Schreiber dieses Büchleins ist ein überzeugter Okkultist. Der ehrliche Wille, die Geschichte Jesu vom Standpunkte des Okkultisten aus zu begreifen und sie für die Propaganda dieser neuesten Wissenschaft, die er für das Evangelium der Zukunft hält, auszunützen, ist das einzig Sympathische an seinem Buch: fast erschütternd dagegen der Wagemut, der bei solcher Unfähigkeit deutsch zu schreiben und richtig zu denken (um von geschichtlichem Wissen und irgend einer Art des Urteilens ganz zu schweigen) sich anbietet, „Besserdenkenden, Freireligiöseren und selbst Zweiflern“ „zur Höherentwicklung“ in Sachen des Lebens Jesu behülflich zu sein.

Immerhin, wenn dies Buch Schaden stiftet, wenn es Eindruck macht, so ist das nur eine Schande für unsre Zeit, vielleicht für die Ackerleute, die den Boden tragfähig für solches Unkraut gemacht haben; der Verfasser ist entschuldigt durch seine Ahnungslosigkeit. Zur Entschuldigung des zweiten Werkes, das der Form nach weit höher steht, sachlich eher schlimmer ist, wüßte ich nichts geltend zu machen. Hier feiert an einem heiligen Gegenstand die Kunst der Reklame unerhörte Orgien.

„Das Rätsel der Jugend Jesu gelöst. Gewaltiges Aufsehen erregt augenblicklich der von dem Polyhistor Rabenau in Aegypten entdeckte »Benan-Brief« aus der Zeit Domitians, herausgegeben von Ernst Edler von Planitz.“ So verkündet ein Reklamezettel, der beigefügte Bestellschein kündet außer unserm Bande noch einen zweiten vom gleichen Verfasser an: „Die ersten Christen. Zweiter Teil des Benanbriefes“, von beiden je eine Hand-, Bibliothek- und Salonausgabe. Der erste Teil enthält eben bloß die Ereignisse bis zum Tod Jesu. Die angebliche Uebersetzung des Briefs umfaßt die Seiten 13 bis 130, S. 131—133 ein Verzeichnis der natürlich erst vom Uebersetzer geschaffenen 55 Kapitelüberschriften. Sie „lassen tief blicken“. Kapitel 3 Benan in Pompeji und der Ausbruch des Vesuv. 9 Der Stern der Weisen und Christi Geburt. 10 Die Flucht nach Aegypten. 21 Jesu erstes Gleichnis. 29 Jesus und Sokrates' Tod. 41 Benan auf Golgatha. 42 Benan am Grabe Christi. 46 (!) Jesus beweint Jerusalem. 52 Totengericht der Aegypter über Jesum. 55 Asartis Klage und Ende. S. 134 meldet uns dann, daß „der Benan-Brief aus vier selbständigen Bänden besteht“ außer den zwei Textbänden noch Band 3: Erklärung des Textes. (Titel. Leben und Kultur zur Zeit Christi.) Band 4: Schicksal und Bedeutung des Benan-Briefes. (Titel. Jesus und sein Werk im Lichte des Benan-Briefes.) Hierauf folgen aber in Band 1 noch 50 lediglich mit der Verherrlichung des Edlen von der Planitz und seiner schriftstellerischen Großtaten beschäftigte Seiten. Wir erfahren zweimal, daß sein Name auf dem Dichterturm bei Weinsberg eingemeißelt steht und daß nicht weniger als 15 moderne Autoren, Professoren, Doktoren und Ober-Regierungsräte ihm eingehende Betrachtungen (einer sogar zwei Bände) gewidmet haben: „Ueber keinen Autor wird neuerdings so viel geschrieben, wie über Planitz“ beginnt das Dithyramben-Register. Laut S. 44 feiert man auf Planitz-Abenden den Herrn v. Planitz als Bahnbrecher einer neuen deutsch-nationalen Richtung; im Auslande überbietet man sich im Nachahmen und Abschreiben von Planitz. Seine Werke sind schwer zu zählen; schon die Zahl 138 ist erklommen, eine zehnte Auflage stellt bei seinen Büchern den durchschnittlich erreichten Erfolg dar. Doch wozu weitere Worte? Als Nr. 132 und Nr. 133 werden uns S. 23 f. unter der Ueberschrift „Planitz' Religionshistorische Werke, Studien und Traktate“ die beiden Bände des Benan-Briefes vorgeführt, der erste, soeben aufgetauchte, als „4. Auflage“ und zugleich als „das gelesenste Buch der Gegenwart“...

Es ist schwer von dieser Krämer-Auslage im Tempel zu Jesus zurückzukehren. Es lohnt sich auch nicht, mit dem Benan-Brief Bekanntschaft zu machen. Wer ihn so ernst nimmt, wie Planitz in einer längeren Vorrede sich den Anschein gibt ihn zu nehmen, mag auch an jener Reklame Gefallen finden. Angeblich ists die Uebersetzung eines Briefes, den der ägyptische Arzt Benan „um 80“ n. Chr., ein Jugendfreund Jesu, an einen Rhodier Straton geschrieben hat, um ihn mit der wahren Geschichte Jesu, zumal seiner Jugend bekannt zu machen. Der Verfasser ist Heide geblieben, sein griechisch abgefaßter Brief soll in koptischer Zeit von einem Christen überarbeitet worden sein, sodaß sich darin nun ursprünglich rein heidnische Gesichtspunkte mit späteren christlich-dogmatischen Ideen seltsam mischen: der strahlende Doppelkern bleibe trotzdem ungetrübt, und der Eindruck des Ganzen sei ein überwältigender.

Die beigegebene Tafel mit Titel- und Randzeichnungen des Urtextes mag gutgläubige Seelen im Vertrauen auf den vom längst verstorbenen Polyhistor Rabenau gekauften, durch Planitz nach 34jährigem Studium und Quellenvergleich der Welt ausgelieferten Papyrus bestärken: die Mischung von Buchstaben aus den verschiedensten Alphabeten, schon das lateinische seu zwischen Benan und Beon dürfte das Alter des Kopten verraten. Der Brief lebt von etwas Kenntnis der geschichtlichen Ereignisse und Zustände der ältesten Kaiserzeit, den kanonischen Evangelien, außerdem noch späteren Legenden wie der von dem heilkräftigen Schweißtuch der Veronica. Irgend ein antikes Motiv habe ich nicht wahrgenommen; durch erkünstelte, halb archaisierende, halb rhythmische Sprache wird nur oberflächlich der Eindruck einer gewissen Fremdartigkeit zu Wege gebracht: ägyptische Götternamen und ägyptisch stilisierte liturgische Formeln unterstützen den Effekt. Die Grundform ist der Hexameter z. B. 17, 6 „Und die Alten stimmten ihm bei und wir auch, die Jungen.“ Oder 9, 3 „fand Putiphra ein Knäblein, das war geboren soeben.“ Es handelt sich da um Jesus, den Sohn hebräischer Leute. Die Mutter hatte es einem ägyptischen Priester, der ihr seine große Zukunft deutete, zur Bergung und Erziehung in Aegypten übergeben: aus Furcht um sein Leben, wegen der Mächtigen ihres Landes. Der ägyptische Mann nahm „den weisen Kleinen“ nach der Heimat mit und ließ ihn von einer Amme nähren, „die im Oniastempel säugte die Kinder der Priester.“ Man erzieht ihn mit aller erdenklichen Umsicht; die Geheimweisheit der ägyptischen Priester, heidnischer und jüdischer Observanz, wie der therapeutischen Eiferer wird

ihm zugänglich gemacht. So war er, als er zwölfjährig heimkehrte nach Nazara, um „kennen zu lernen die Mutter, die ihn geboren", schon ein Wunder von Weisheit. Aber er strebte nach Höherem und sucht als Jüngling noch tiefere Belehrung im Oniastempel zu Leontopolis; die Mutter entläßt ihn, „Ziehe dahin, mein herrlicher Sohn, und denk deiner Mutter!" Hier schließt er mit Benan Freundschaft, ein ägyptisches Mädchen entbrennt zu ihm in — allerdings unerwiderter — Liebe; ihre Liebeslieder verzichten auf den hexametrischen Rhythmus, z. B. „Meine Brüste sind Kupfer, glänzend nur im Strahl seines Blickes." (Bei Schmidt reißt sich Jesus dem Gelübde getreu von der geliebten Maria, des Lazarus Schwester, los.) Philo von Alexandrien verkehrt bei einer Besuchsreise zu den Therapeuten zehn Tage hindurch mit dem jetzt 26 jährigen Jehoschua, seine Heilungen machten ihn unter den Aegyptern berühmt. Endlich tritt Jesus sein Lehramt in seinem Volk in der Heimat an, darüber wird nicht viel mitgeteilt. Ganz wie im Essäerbrief beschränkt sich das Interesse des Briefschreibers auf die Vorgeschichte und das Ende, d. h. auf die eine romanhafte Ausgestaltung mit billigem Aufwand verstattenden Partieen. Benan ist bei dem dramatischen Ausgang wieder Augenzeuge; er trifft gerade am Charfreitag auf der Schädelstätte ein. Er besucht Jesu Grab, erblickt als Erster den Auferstandenen: Denn unter einem heftigen Erzittern der Erde hat Jesus sich erhoben. Seine ersten Worte an den Aegypter lauten: „Friede sei mit euch. Den Toten suchtest du wohl und findest den Lebendigen. Der Tod dient dem Hasse, die Liebe aber lebt ewiglich!" Mit diesem tiefsinnigen Wort will ich meinen Bericht schließen, um die Spannung des Lesers nicht ins Krankhafte zu steigern: ob Jesus bald darauf gestorben ist oder ob er jetzt bei seinem Gott weilt, läßt der objektiv berichtende Dr. med. Benan unentschieden.

Der Gegensatz gegen die evangelische Geschichte ist in diesem Brief nicht so auffällig wie bei Schmidt: keine außereheliche Geburt (möglicherweise sogar eine wunderbare), kein Scheintod, und eine Menge von Reminiszenzen an die altkirchliche Ueberlieferung, gerade in ihrem legendarischen Bestandteile. Aber der Jesus, der seine Weisheit aus Aegypten holt, dem der ägyptische Arzt Benan näher steht als seine Jünger, paßt verzweifelt schlecht zu dem Jesus der Geschichte. Ueber einen sich offen als Roman gebenden Benan-Brief würde ich das Urteil Anderen überlassen: da v. d. Planitz die Miene annimmt, wertvolles geschichtliches Material zu bieten, das die Lücke der Evangelien ausfüllt, da er diese Publikation sogar in Zusammenhang bringt mit dem jüngsten Streit um die Christusmythe, muß die grobe Täuschung des Publikums, die hier begangen wird, als solche gekennzeichnet werden. Der Verfasser gehört zu denen, die nicht begreifen, daß „ein Werk, wie das christliche, erst den Beweis seines Schöpfers nötig haben" soll. Um so schlimmer, wenn er durch seine kümmerliche Parodie das Werk schändet: Wie heut die Dinge liegen, halte ich sein Unternehmen — ganz abgesehen von der grauenhaften Reklame —, falls er nicht einer kolossalen Täuschung zum Opfer gefallen sein sollte, für eine obendrein noch geschmacklose, von allen guten Geistern des Ernsten und Würdigen verlassene Frivolität.

Adolf Jülicher

Eucken in England

Wir entnehmen der Christian World vom 8. Juni 1911 folgenden Bericht:

Gestern Morgen (7. Juni) hielt Rudolf Eucken, Professor der Philosophie in Jena, vor einer großen ansehnlichen Versammlung die Essexhall-Vorlesung. Es war das erste Mal, daß Eucken zu einer englischen Zuhörerschaft redete, und er sprach deutsch. Dr. J. Estlin Carpenter von Oxford führte den Vorsitz. Indem er den Redner einführte, sagte Dr. Carpenter, er sei einer der ausgezeichnetsten Lehrer der Philosophie in Deutschland, ein würdiger Schüler von Plato und Aristoteles. Seine Werke seien schon in viele europäische Sprachen übersetzt, und wir in England fingen an, ihn in seiner eignen Sprache zu verstehen. — Der Gegenstand von Euckens Vortrag, den er deutsch hielt, war „Religion und Leben", Leben nicht in irgend einem beschränkten, sondern in einem das ganze Feld der Wissenschaft umfassenden Sinne. Er behauptete mit voller Zuversicht, daß es möglich sei, über eine rein menschliche Existenz hinauszugehn und im Leben die Tätigkeit einer Macht zu erkennen, die diese Welt zugleich umfaßt und über sie hinausgeht.

Es ist im Menschen ein Leben, das wesentlich vom Sinnesleben verschieden ist, das Leben des Geistes. Es entfaltet sich nicht gleich dem natürlichen Leben in den wechselseitigen Beziehungen verschiedener Teile; es bildet ein Ganzes, welches uns Allen gemeinsam ist, und in welchem wir unsre Zusammengehörigkeit mit Andern betätigen. Dieses Leben der Seele bringt Wahrheit, Güte und Schönheit hervor, welche zu einem Reiche der Innerlichkeit emporwachsen, zu einer Sphäre der Wirklichkeit, die für sich selbst und in sich selbst besteht. Es ist nicht des Menschen eigne Schöpfung, sondern es kommt zu ihm aus dem Universum. Alle geistige Energie, welche die Zivilisation entfaltet, empfängt ihren wahren Inhalt und ihre Triebkraft nur, wenn sie als eine Offenbarung einer für sich bestehenden geistigen Welt verstanden wird. Hier stehen wir, wenn auch nicht schon innerhalb des Gebietes der Religion, so doch mindestens an dessen Schwelle, wo alle geistige Schöpfung, alle wissenschaftliche und künstlerische Produktion, alle moralische Aktion in der lebendigen Gegenwart einer höheren Macht begründet erscheint.

Universale Religion

Hier ergreift uns ein Bewußtsein von Abhängigkeit und ein Gefühl tiefer Dankbarkeit. Alle geistige Tätigkeit entwickelt, wenn sie bis zu ihren Wurzeln verfolgt und als unabhängig im Gegensatz zu niederen menschlichen Bestrebungen anerkannt wird, eine Art von Religion, welche allein aller Kultur eine Seele gibt, und die wir universale Religion nennen können. Es ist gleichwohl nicht das, was man im allgemeinen unter Religion versteht. Es begleitet mehr das Leben im Ganzen als daß es ein abgesondertes Feld bildete, von dem aus es einen besonderen Einfluß ausübte. Wir werden über die universale Religion zu einer solchen, die ihre besonderen Züge hat, hinausgeführt und erreichen sie durch die Erfahrungen, die Anstöße, die Hemmungen, welche das menschliche Leben mit sich bringt. Geistige Tätigkeit schreitet — namentlich nach ihrer moralischen Seite — unter uns nicht von Sieg zu Sieg vorwärts; sie begegnet dem hartnäckigsten Widerstande nicht allein von außen, sondern auch in unserm eignen Innern. Diese Opposition ist so mächtig, daß sie alles Leben und alle Tätigkeit zum Stillstand zu bringen droht. Gleichwohl wird das Leben durch eine solche Hemmung nicht gelähmt. Eine neue Tiefe eröffnet sich jenseits aller Verwicklung, die dieser zum Trotz aus der unmittelbaren Beziehung der Seele zu einem Leben hervorgeht, das die Welt zugleich bildet und überragt — ein solches Leben allein kann den Verwicklungen der Welt entrinnen. So wird das geistige Leben zur Idee der Gottheit geführt, und indem es seine Beziehung zum Göttlichen entwickelt, erzeugt es eine Religion mit besonderen Zügen.

Religion als beherrschendes Motiv

Das Nahen der Gottheit zum Menschen macht den Menschen zum Teilhaber an der Fülle ihres eignen Lebens. Die Vereinigung des Göttlichen mit dem Menschlichen ist die fundamentale Wahrheit der Religion, und ihr tiefstes Geheimnis besteht in der Tatsache, daß das Göttliche in die Schranken des Menschlichen eingeht, ohne an seiner Göttlichkeit Einbuße zu erleiden. Der Mensch wird sich unmittelbar des Unendlichen und Ewigen, dessen, was in ihm die Welt überragt, bewußt. Nun erst wird die Liebe Gottes zum beherrschenden Motiv seines Lebens und bringt ihn in eine innere Beziehung zu dem ganzen Endzweck aller Wirklichkeit. Diese besondre Züge besitzende Religion muß aber, während sie im Leben neue Tiefen erschließt, innerhalb der Sphäre menschlicher Erfahrung bleiben, und auch im Einzelnen eine freundschaftliche Beziehung zur universalen Religion aufrecht zu erhalten suchen. Wenn sie sich von dieser scheidet und sich brüstet, eine „spezifische" Religion zu sein, die eine spezifische Frömmigkeit entwickelt, dann versinkt sie leicht in Engherzigkeit und Starrheit und gerät sogar in die Gefahr pharisäischen Dünkels.

Dogma und Ritus nur Diener. Notwendigkeit einer kritischen Haltung

Eine so verstandne Religion findet ihren Erweis in dem neuen Leben, welches sie hervorbringt. Es ist die Aufgabe der Gedankenarbeit, dieses Leben verständlich zu machen und es in lebendiger Weise unsern Blicken vorzuführen. Die wahre Erweisung einer Religion ist eine solche des Geistes und der Kraft. Obgleich Religion keine geschichtliche Macht werden und Menschen zu einer Einheit zusammenschließen kann, ohne ihre eigne Ideenwelt zu bilden und ohne einen Kultus auszuüben, welcher das neue Leben in für Menschen sichtbarer Form darstellt, haben doch Dogmen und Riten einen Wert nur als Ausdrucksmittel des geistigen Lebens, dessen Diener sie sind, und sie müssen beständig wieder mit demselben in Beziehung gesetzt werden, oder sie büßen ihre Lebenskraft ein. Weiter erscheint es von diesem Gesichtspunkt aus berechtigt, ja in der Tat notwendig, so oft in der Welt der Gedanken große Umbildungen eintreten, eine unvoreingenommene Kritik an ihnen zu üben und sie im Interesse des in ihnen zum Ausdruck kommenden Lebens umzugestalten. Solche Kritik führt niemals zur Zersetzung, wenn sie nur stets vom Kern der Religion selbst und nicht von deren Schale ausgeht.

Freiheit sollte Tiefe hervorbringen

Heute haben sich auf jedem Lebensgebiete durchgreifende Aenderungen vollzogen, und auch die Religion kann sich ihnen unmöglich entziehen. Während wir an überlieferten Formen eine offne und ehrliche Kritik üben, gilt es das eigentliche Wesen der Religion um so kräftiger zu ent-

wickeln. Freiheit sollte ihre Tiefe nicht vermindern, sondern vielmehr steigern. Dies wird möglich sein, wenn man das neue Leben, welches sich in der Religion entfaltet, zur vollen Tätigkeit bringt und zu seinem eignen Leben macht. Das wird uns gegen alle lähmenden Zweifel schützen und uns in den Stürmen des Zeitalters einen sicheren Stützpunkt gewähren. Nur Leben und seine Tätigkeit vermag eine Religion des Lebens hervorzubringen.

Natur und Geist

Eucken betonte das Vorhandensein von zwei Elementen im Universum, des Elements der Natur auf der einen und des Elements des Geistes auf der andern Seite. Die Innerlichkeit, die in der menschlichen Seele gefunden wird, ist von natürlicher Selbsterhaltung völlig verschieden. Religion besteht in dem Aufsteigen einer ursprünglichen Welt der Innerlichkeit. Diese Innerlichkeit bedeutet nicht die bloßen Verknüpfungen des natürlichen und des intellektuellen Lebens; sie schließt eine Totalität, ein Ganzes in sich, das seiner Natur nach höher steht als jede andre Seite des Lebens. Diese große Totalität behält ihren Bestand sowohl der Natur wie der Kultur gegenüber; und in der Entwicklung dieser Totalität entsteht sowohl eine neuartige Welt als ein neuartiges Dasein für den Menschen. Dies ist das große Wunder des geistigen Lebens, und wenn wir das Wunder an dieser Stelle nicht sehn, werden wir nicht fähig sein, es irgendwo anders zu sehn. Wir haben uns beständig vor Augen zu halten, daß dies geistige Leben keine angeborene fertige Fähigkeit ist, sondern daß es durch schwere Kämpfe und durch die Anerkennung des Göttlichen in der Seele errungen werden muß. Dieses geistige Leben kommt in Konflikt mit Widerständen von innen und von außen, und es ist sein großes Werk, unsre Welt in ein Reich der Vernunft und der Wirklichkeit umzugestalten und die Dunkelheit des Lebens zu erhellen. Es ist so ein Leben jenseits von Kultur und Arbeit; es ist ein Leben reiner Innerlichkeit. Das Göttliche wirkt im Menschlichen in einer Art von Unmittelbarkeit.

Religion als Macht

Er möchte seine Zuhörer daran erinnern, daß er in keiner Weise einer Art sentimentaler Religion das Wort rede. Religion ist nicht so sehr ein Glaube an dies oder jenes, sie ist hauptsächlich eine Macht und Energie im Kampf gegen fremdartige Elemente. Religion kann keine Weltmacht werden ohne Organisation; und es ist eine Sache von größter Wichtigkeit, daß wir ihre Substanz und ihr Kleid nicht mit einander vermischen. Die Gefahr des Anthropomorphismus mit aller seiner Mythologie ist daher entstanden, daß man die Dinge in dieser Weise vermischt hat. Was dem Christentum heute vor allem nottut, ist eine neue Form und unter dieser Form die Anerkennung des Wunders des Geistes wie des Wunders im Geiste. Aus diesem Wunder muß das Leben die Kraft seines Wachstums und seines Sieges ziehen. So werden wir die Besitzer einer neuen Welt, einer neuen Kultur, eines neuen Menschen werden.

Rev. Ch. Hargrove, der Präsident der Gesellschaft, beantragte ein Dankesvotum für den Vortragenden, und Prinzipal*) Forsyth unterstützte den Antrag, indem er ausführte, daß Dr. Eucken in der Gegenwart in Deutschland eine ähnliche Stellung als das große Bollwerk gegen den Materialismus einnehme wie Martineau gegen Ende des letzten Jahrhunderts in England. Während er der Vorlesung zugehört, habe er das Aufsprudeln jener reinen Quelle eines überweltlichen Einflusses gespürt, der es uns möglich macht zu wissen, daß inmitten aller Widersprüche, die uns entgegentreten, eine Macht in unserm Kampfe bei uns ist.

Bei dem der Vorlesung folgenden Frühstück im Holbornrestaurant wurde der Professor Eucken gespendete Willkommen auf das herzlichste durch Dr. Horton**), der einer der Gäste des Präsidenten war, unterstützt. Er betonte, daß alle, die Christen sein wollten, den Vortragenden in diesem Lande willkommen heißen würden. Er persönlich danke ihm die Entdeckung der rechten Stellung der Religion in der Gedankenwelt und Praxis der Wissenschaft. Er stände in der berechtigten Nachfolge Kants und Hegels und bringe die Welt aus dem Materialismus zurück, in den sie hineingetrieben sei. Dr. Horton erklärte Professor Eucken für den größten lebenden Denker, und der hervorstechendste Zug der heutigen Gedankenwelt sei, daß es mit Haeckel vorbei sei und Eucken komme.

Verschiedenes

Goethe. Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Nach der Schultheßschen Abschrift herausgegeben von Harry Maync. Stuttgart und Berlin, Cotta 1911. 416 S. 2, gebunden 3 Mk.

Von Götz und von Iphigenie stehen die ersten Fassungen in den Ausgaben der Werke Goethes, und es gibt sogar „synoptische" Darstellungen davon mit gegenüberstehendem älterem und neuerem Text. Im Jahre 1886 wurde die älteste Gestalt des Faust aufgefunden, nicht in dem ein Jahr vorher erschlossenen Goethe-Archiv, sondern im Nachlasse einer Freundin Goethes, der Hofdame Thusnelda von Göchhausen, die ihn sich abgeschrieben hatte. Jetzt fehlte von den ganz großen Werken Goethes außer dem Egmont noch die älteste Gestalt des Wilhelm Meister, von der man sogar den Titel wußte, die aber unwiederbringlich verloren schien. Es war deshalb für alle die, die

*) Die Prinzipale sind die Leiter der freikirchlichen theologischen Studienanstalten, die Eucken nach England gerufen haben.

**) Prediger der kongregationalistischen Gemeinde in London.

von Goethes Entwicklung Näheres wissen wollen — und diese immer deutlicher aufzuzeigen, ist doch der wirklich berechtigte Zweck der Goethe-Forschung — eine freudige Ueberraschung, als im Frühjahr 1910 die Kunde kam, daß in der Schweiz, wieder aus dem Nachlasse einer Freundin Goethes, der Frau Bäbe Schultheß, dieser „Urmeister" gefunden worden sei. Der glückliche Finder, Professor am Gymnasium in Zürich, hatte von einem Schüler eine Handschrift zur Einsicht bekommen, die seit langen Jahren zu Hause im Schreibtisch gelegen habe: er hielt sie erst bei oberflächlicher Durchsicht für eine Abschrift der Lehrjahre, legte sie einstweilen zurück und entdeckte erst nach fast drei Monaten, welchen Schatz er gefunden. In einer kleinen Schrift: „Goethe, Wilhelm Meisters theatralische Sendung. Mitteilungen über die wiedergefundene erste Fassung von Wilhelm Meisters Lehrjahren" (Zürich, Rascher 1910) gab Gustav Billeter gleich zahlreiche Textproben; jetzt hat Harry Maync bei Cotta das Ganze herausgegeben, sowohl in einer großen Prachtausgabe für 38 Mark, als in dem vorliegenden, erfreulich billigen kleineren Abdruck. Auch in der großen Weimarer Goethe-Ausgabe ist das Werk als Band 51 und 52 erschienen.

Die ältere Fassung ist von der neueren so verschieden, daß man beiden nur gerecht wird, wenn man sie als Denkmale verschiedener Kunstepochen der Poesie Goethes nebeneinander gelten läßt, wie Bernays von den beiden Formen des „Werther" gesagt hat. Wir finden in dem Jugendwerke eine Menge kecker Dialektausdrücke: „der zwanggestaltete raupigte Sohn Isais" „die Kinder waren von dem Puppenspiel ganz vergakelt" „Wilhelm wollte aus der Speisekammer wieder rückwärts glitschen" „aus der Verlegenheit hauß" „das entschlürfte Gespräch" und vieles Derartige. Auch der Stil ist viel jugendlicher, wir haben in ihm endlich ein Zeugnis der ersten Weimarer Jahre, aus denen wir bisher gar keine größeren Arbeiten von Goethe besaßen. Man wird wohl sagen dürfen, daß wir hier das Werk vor uns haben, an dem der vielbeschäftigte Hofmann sich selbst wieder über seine eigene dichterische Sendung klar wurde: als er einmal auf einem Ritt sich seine Lieblingssituation wieder ausmalte, brach er in heiße Tränen aus. In der späteren Bearbeitung, über die Goethe bekanntlich eingehend mit Schiller verhandelte, wie im Briefwechsel der beiden Freunde zu lesen steht, ist der Stil längst nicht mehr so treuherzig und unmittelbar, sondern man spürt bereits die Entwicklung vom Individuellen zum Typischen, die ja den Haupt- und Grundzug von Goethes künstlerischer Entwicklung bildet. Der wichtigste Unterschied in der Form der Erzählung ist ähnlich wie bei den beiden Fassungen des Grünen Heinrichs von Gottfried Keller: hier tritt uns Heinrich in der älteren Form als Jüngling in München entgegen und wir erfahren seinen früheren Lebensgang erst aus einer Art Tagebuch. Bei Goethe liegt die Sache umgekehrt. Die „Lehrjahre" beginnen mit dem Satz: „Das Schauspiel dauerte sehr lange" und wir finden Wilhelm mitten in seiner Liebe zu Marianne; in der „Theatralischen Sendung" wird zum Anfang die ganze Kindheitsgeschichte erzählt, in der das Theater natürlich stark im Vordergrund steht und das Puppenspiel eine große Rolle spielt. Man spürt noch deutlich, wie bei der Verarbeitung, in der Wilhelm diese Theatergeschichten erst seiner Geliebten berichtet, die Einfügung nicht ganz glatt geglückt ist, wie denn der Dichter selbst mit einer Art gutmütiger Ironie Marianne bei diesen lang ausgesponnenen Erzählungen einschlafen läßt. Die älteste Form ist so noch viel mehr als die spätere ein wirklicher Theaterroman; Goethe nennt Wilhelm noch 1782 in einem Buch an Frau von Stein sein „geliebtes dramatisches Ebenbild". Aber der Dichter hatte sich in den langen Jahren von 1778, wo wir das älteste Zeugnis für die Arbeit an dem Buche haben, bis 1794, wo er die Umarbeitung begann, selbst gewandelt und nennt das Werk zuletzt nur noch eine „Pseudokonfession, die er sich vom Herzen und Halse schaffen müsse". Die alte Fassung zeigt nun das Autobiographische viel stärker, und darin liegt wohl, neben dem Beitrag zur Entwicklungsgeschichte Goethes, ihr Hauptwert. Ob die „Idee", wenn man von einer solchen sprechen darf, etwa daß Wilhelm die Schauspielkunst gesucht und die Lebenskunst gefunden habe, schon in der ältesten Fassung durchgeführt werden sollte, wissen wir nicht, denn wir haben nicht das Ganze, sondern nur den ersten Teil, etwas mehr als die Hälfte der jetzigen Lehrjahre, bis zum fünften Kapitel des jetzigen fünften Buches. Jedenfalls sind aber, wie durch die Auffindung des Urfaust, einige kühne Hypothesen der Goetheforscher über die vermutliche ältere Gestalt durch den nun vorliegenden wirklichen Text hinfällig geworden. Maync hat eine sehr gute Einleitung geschrieben, die im Vorliegenden dankbar zum Teil benutzt wurde.

Max Christlieb

Kleine Mitteilungen. In den politischen Glossen der vorigen Nummer ist Englands nicht gedacht worden. Es ist besser jetzt Englands zu schweigen. Aber wenn das unverantwortliche Geschwätz sich breitmacht, darf man ihm doch nicht freie Bahn lassen. Da geht mir ein Ausschnitt aus der Deutschen Reichspost zu (Stuttgart, 20. Dezember), in dem es heißt: „Es ist ja nächstens Mode und Sport, daß gewisse Professoren als Friedensboten nach England reisen, dort lange und schöne Reden halten und auch solche wieder anhören. Aber was faktisch und praktisch dabei herauskommt, das weiß man nachgerade, das nämlich hintendrein das offizielle*) England aus allen diesen Reden sich nichts, jedenfalls nicht viel macht, sondern eben tut, was es für angebracht und in seinem Interesse gelegen ansieht. Das Schlimme an dieser professoralen Reiserei ist aber das, daß das wirklich*) friedfertige offizielle Deutschland deshalb, weil es seinen

*) In der Vorlage gesperrt.

»Platz an der Sonne« erhalten und behaupten will, sich als den Friedensstörer muß ansehen lassen.“ Wer ist nun wirklich friedlich? Die Deutsche Reichspost? Die einen Gegensatz konstruiert zwischen jenen predigend reisenden Professoren und der deutschen Reichspolitik? Unsere „wirklich friedliche“ Regierung wird aus den Beziehungen zwischen den Völkern, die „wirklich friedlicher“ Natur sind, zu machen wissen, was ihrem Ziele dient. Aber dergleichen Gerede ist lediglich aus einer Seele heraus zu verstehen, die den Frieden nicht will. Dann soll man das doch ehrlich sagen! Für den, der Krieg zwischen England und uns für ein unermeßliches Unglück ansieht, wie unsre protestantische Kultur heute kein zweites treffen könnte, ist es selbstverständlich, daß er alle persönlichen Beziehungen und Einflüsse, die er drüben hat, in so ernster Zeit mit doppeltem Ernste festhält. Tun wir dies, dann dürfen wir auch unsern Freunden drüben zumuten, daß sie mit allen friedlich gesinnten Briten sich zusammentun, damit das gefährliche Spiel ein Ende habe. Man bekommt von drüben immer wieder Briefe des Inhalts: „Ich hoffe, Sie tun Ihr Bestes, dem Irrtum zu widersprechen, daß wir Engländer gegen Deutschland feindlich gesonnen wären. So weit ich schauen kann, ist nichts falscher als diese Vermutung“. Nun, zur britischen Regierung von heute haben wir kein Vertrauen mehr. Daß das Volk in weiten Schichten keinen Krieg mit Deutschland will, wissen wir. Aber es ist Zeit, daß diese Schichten ihre ganze Kraft einsetzen, um auf die auswärtige Politik ihres Reiches in diesem Friedenssinn zu wirken. Anders können wir auf die freundlichen Versicherungen von drüben jetzt nicht antworten. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Montag 22. Januar 4 Uhr im Kaiserhof: Was wollen die Schweizer Religiös-Sozialen? Kandidat Barth.

Berlin. Religiöse Diskussionsabende. Dienstag 16. Januar 8 Uhr in der Aula der IV. stätischen Pflichtfortbildungsschule (ehem. Dorotheenstädt. Gymnasium) NW Georgenstraße 30/31: Was ist Offenbarung Gottes in den biblischen Büchern? Pfarrer Lic. Dr. Violet.

Leipzig. Dienstag 23. Januar 8 Uhr in Brückners Restaurant Colonnadenstraße 13: Die Persönlichkeit Gottes und der Pantheismus. Pastor Lic. Dr. Scheibe.

Lüttringhausen. Montag 15. Januar 5¼ Uhr im Düringer Hof: Schreiber, Die religiöse Erziehung des Menschen im Lichte seiner religiösen Entwicklung. Direktor Herrmann-Lennep.

Magdeburg. Mittwoch 17. Januar 3½ Uhr im Stadtmissionshause Hasselbachstraße 1: Die Religion des Sozialismus. Pfarrer Krüger.

Nordhausen. Mittwoch 31. Januar 8 Uhr in der Hoffnung: Die religiösen Aufgaben der Zukunft. Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer-Nürnberg.

Stuttgart. Montag 15. Januar 8 Uhr im großen Saal der Bürgergesellschaft Langestr. 4b: Ist Gott persönlich? Stadtpfarrer Merz-Nagold.

Wernigerode. Donnerstag 18. Januar 8 Uhr Hotel Weißer Hirsch: Ist Gott persönlich? Professor Dr. Schwarzkopff.

Am Sonntag den 7. Januar starb im 68. Lebensjahr unser Vater und Pflegevater

Rudolf Bornhausen.

Unsere Freunde, die unsern Verlust kennen, bitten wir um ein treuliches Gedenken.

***Karl Bornhausen**, Marburg i. H.*
***Ida Dahse**, Frankfurt a. Main*

Pfarrer in Honolulu

Gewünscht **junger, verheirateter Theologe** zum 15. Oktober 1912, als **Pfarrer** der an die Preußische Landeskirche angeschlossenen deutschen (evang.-luth.) Gemeinde zu **Honolulu, Hawaii V. S. A.** Gehalt steigend in fünf Jahren um je 300 Dollar (1 Dollar = Mk. 4.15) von 2400—3600 Dollar. Wohnungsgeldzuschuß 360 Dollar jährlich. Reisegeld für das Ehepaar 600 Dollar; nach fünf Jahren 750 Dollar für die Rückreise oder als Gratifikation. Jährlich 4 Wochen Urlaub. Ausreise spätestens 15. September 1912 über New-York-San-Franzisko. (Weitere Auskunft bei der Expedition des Blattes). Bewerbungen mit Lebenslauf, Zeugnisabschriften, Photographie und dem Entwurf einer Osterpredigt (Papiere werden nicht zurückgesandt) eingeschrieben erbeten bis zum 15. März einschließlich als Absendungstermin an den Vorsitzenden

Herrn Consul W. Pfotenhauer, Honolulu.

Für Ostern suche ich für **2 Knaben** von 10 und 13 Jahren einen **Hauslehrer.**

Gewünscht wird eine selbständige, pädagogisch gut ausgebildete Persönlichkeit und gediegener Charakter. Weiteres mündlicher Verabredung überlassend, erbitte ich Bewerbungen mit Zeugnissen.

Dr. Liebe

Heilanstalt Waldhof Elgershausen, Kreis Wetzlar

Zu unserm Pärchen wurde uns dankbaren Eltern heute ein kräftiger Junge geschenkt. Wir wollen ihn

Klaus

nennen.

Rüsselsheim a. M., den 29. Dezember 1911

Pfarrer Lic. **Emil Fuchs u. Frau Else**, geb. **Wagner**

Eine in **Haushalt** und **Kindererziehung** erfahrene **Dame** mit besten Zeugnissen sucht Stellung in mutterlosem Haushalt. Anfragen erbeten an

Frau Professor **Wentscher, Bonn**, Lessingstr. 36

28 jähriges gebildetes Mädchen, bisher Lehrerin, auch in häuslicher Erziehung erfahren, sucht in sehr gutem Hause, wo die Mutter kränklich ist oder fehlt, möglichst **selbständige Stellung** bei Kindern. Sie würde auch ein zartes Kind auf Reisen begleiten. Gehalt nach Uebereinkunft. Angebote erbeten an **Frau Geh.-Rat von Veit, Marburg a. d. Lahn,** die zu jeder Auskunft gerne bereit ist.

3 jähriger gesunder Knabe bittet um **Eltern.**

Anfragen vermittelt und Auskunft erteilt **Rade, Marburg.**

Mitten in das Jahrhundert

der Glaubenskämpfe

werden wir geführt durch die in dem Buch

Vom Aufgang neuer Zeit

enthaltenen Selbstbiographien von **Thomas** und **Felix Platter** und **Th. A. d'Aubigné.**

Fast 500 Seiten. Gebunden Mk. 2.—, in Leinen Mk. 3.—

Verlag Martin Mörike in München

In der Filialgemeinde **Wolfsberg** in **Kärnten** kommt die Stelle eines **Personal-Vikars** zur Besetzung. Eventuelle Bewerber wollen ihre Gesuche an **Herrn Dr. Walther Otwart Jutmann,** Rechtsanwalt in **Wolfsberg i. K.** richten.

RuG

Mit ihrem soeben beginnenden **6. Jahrg.** hat **Religion und Geisteskultur** (Hersg. Lic. Th. Steinmann, Gnadenfeld) zur genaueren Abgrenzung ihres Arbeitsfeldes einen bezeichnenderen Untertitel, als den bisherigen, auf ihren Umschlag geschrieben:

Zeitschrift zur Förderung der Religionsphilosophie und Religionspsychologie

Grundsätzliche Fragen der Rel.-Wissenschaft, der Rel.-Philosophie und Rel.-Psychologie werden auf wissenschaftlicher Höhe und dabei doch für jeden Gebildeten lesbar behandelt.

Inhalt des 1. Heftes:

Dr. **M. Wiener,** Zur Logik der relig. Metaphysik — Prof. Dr. **Edv. Lehmann,** Berlin, Die Stellung der Religionsgeschichte im Ganzen der Religionsphilosophie. — Pfr. **H. Maaß,** J. Böhme, ein Prophet der deutsch-evangel. Innerlichkeit. — Lic. **H. Roy,** Glaube und Wirklichkeitssinn im A. T. — Lic. **K. Dunkmann,** Wie kann das Christentum geschichtl. und zugleich absolute Religion sein? **Th. Steinmann,** Wunderglaube, Vorsehung und Welterkenntnis. Zur Auseinandersetzung mit J. Wendland usw.

Preis des Jahrgangs von 4 Heften 6 M.

Einzelpreis des Heftes 2 M.

Ein etwa 5 Bogen starkes Probeheft 50 ₰.

Ferner hat begonnen der **5. Jahrgang** der:

Monatsblätter für d. evang. Religionsunterricht. Zeitschrift für Ausbau und Vertiefung des R.-U. und der religiösen Erziehung in Schule, Kirche und Haus. Zugleich Organ des Bundes für Reform des R.-U. Herausgegeben von Oberlehrer **H. Spanuth,** Hameln.

Das Januar-Heft ist soeben erschienen

Preis halbjährlich 3 Mk. Einzelheft 80 ₰.

Probeheft kostenfrei

Göttingen **Vandenhoeck & Ruprecht**

Neuigkeiten

aus dem Verlag von

J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Jesus Christus in der Geschichte

Ein Beitrag zu den Drews- und Jatho-Debatten

von

Eberhard Vischer

Mk. 0.80

Aus der Welt des Sinns

Gesammelte Aufsätze über

Dichtkunst, Bildungsfragen, Probleme des Einzel- und Gesamtbewußtseins

von

Alfred Hoffmann

Mk. 6.—

Inhalt

Zur Theorie der Dichtkunst — Das Motiv zur Bildung — Inwiefern erkennen wir nicht die Gedanken anderer? — Vom Können, Sollen und Müssen — Die Grundform des biologischen Geschehens — Die Entdeckung des Ich.

Strafvollzug — und Verbrecher

von

Fritz Philippi

Mk. 1.—

(Lebensfragen Nr. 25. Herausgeber H. Weinel)

Tiere unserer Heimat

Von Professor Dr. Martin Braeß

Mit vielen Bildern im Text und auf Tafeln

Herausgegeben vom Dürerbunde. Mk. 3·—, gebunden Mk. 4.—

„. . . Hat man angefangen, so muß man weiter lesen. Die Liebe zur Natur, die aus des Verfassers Worten spricht, müßte in dem Leser wieder Liebe zur Natur wecken. Ich empfehle das Buch als Geschenkwerk für das reifere Kindesalter, besonders auch zur Anschaffung für Jugend- und Volksbüchereien." (Die Volksschule)

„. . . Es ist eine Freude, ihm in seinen Schilderungen des Tierlebens, die durch Witz und historische Bemerkungen gewürzt sind, zu folgen." (Leipziger Zeitung)

Verlag von Georg D. W. Callwey in München

Lugano Schweiz — **Villa Henrietta** Deutsche Familienpension. Moderner Comfort. Garten, schöne Aussicht. Pension 6 bis 9 frcs.

Zwanglose **Alkohol-Entwöhnung**
Wald- und Landaufenthalt, Jagd
Rittergut Nimbsch, bei Sagan, Schl.
Prosp. frei Arzt im Hause.

Bleyle's Reformbeinkleid „Oja"

aus reinwollenem, elastisch-porösem Strickstoff

hat so viele praktische und gesundheitliche Vorteile, dass keine Dame versäumen sollte, sich bei Bedarf dasselbe vorlegen zu lassen.

Vorzüglicher Sitz. Sehr kleidsam. Passend für jede Jahreszeit.

Bleyle's Oja Damen-Reformbeinkleid

Auch für den Wintersport sehr zu empfehlen!

Zu erhalten in allen Verkaufstellen für **Bleyle's Knaben-Anzüge,** die bereitwilligst mitgeteilt werden durch die Fabrik WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Der unterzeichnete **Student der evangelischen Theologie** aus Schottland beabsichtigt, das nächste Sommer-Semester 1912 in Deutschland zuzubringen. Zu diesem Zweck sucht er eine Stelle entweder als Aushelfer (Prediger) in einer englisch sprechenden protestantischen Gemeinde oder als Hauslehrer (Tutor) in der Familie eines Geistlichen. Von April bis September, oder auch kürzere Zeit.

Mr. William Ewen, M. A.
United Free Church College, **Aberdeen** (Schottland)

Preußischer Beamten-Verein

in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Billigste Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 397 127 880 M. Vermögensbestand 145 810 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1910: 4 400 000 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet und zwar auch dann, wenn man von den Prämien der anderen Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese unsere Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch
Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

kennen die Vorzüge von **Palmin** (Pflanzenfett) und **Palmona** (Pflanzen-Butter-Margarine) als Speisefett und als Brotaufstrich. Diese Produkte sind von absoluter Reinheit, leicht verdaulich (kein Aufstoßen, kein Sodbrennen!), sehr preiswert und gänzlich frei von tierischen Fetten. – Man vermeide die zahlreichen Nachahmungen, betrachte ihr Vorhandensein vielmehr als einen Beweis für die vorbildliche Qualität unserer Produkte.

H. Schlinck & Cie. A.-G.

NB. Palmin ſetzt auch „weich" (schmalzähnlich) zu haben.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.

Hierzu zwei Beilagen: je ein literarischer Prospekt von den Verlagsbuchhandlungen H. Haessel in Leipzig (Ueber den Dramatiker Friedrich Bartels) und Ernst Wunderlich in Leipzig (Evangelisches Religionsbuch)